

Ludwig Kreuzer

Mecklenburgische Dorfgeschichten

Bd. 3 : Alte Liebe rostet nicht : auch eine Liebesgeschichte nach einer wahren Geschichte, wie sie aber nicht alle Tage passirt

Parchim: Wehdemann, 1868

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769905560>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Mecklenburgische
Dorfgeschichten

von

L. Arenber.

Drittes Bändchen.

Alte Liebe rostet nicht.

Auch eine Liebesgeschichte nach einer wahren
Geschichte, wie sie aber nicht alle Tage passiert.

Parchim, 1868.

Verlag von G. Wehdemann's Buchhandlung.

~~M-3201.2.(3.)~~

Y. 431. (3.)

ffitt.

Mecklenburgische Dorfgeschichten

von

L. Krenker.

Drittes Bändchen.

Alte Liebe rostet nicht.



Parchim, 1868.

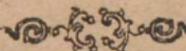
Verlag von G. Wehdemann's Buchhandlung.

Alte Liebe rostet nicht.

Auch eine Liebesgeschichte nach einer
wahren Geschichte, wie sie aber nicht alle Tage passirt.

von

L. Kreutzer.



Parchim, 1868.

Verlag von G. Wehdemann's Buchhandlung.



Die Liebe verträgt Alles, sie hoffet Alles,
sie duldet Alles; die Liebe höret nimmer auf.

1. Cor. 13, 6.

1.

Vor etwa siebenzig, achtzig Jahren ging es eines Tages im Banziner Krüge ¹⁾ hoch her. Der Kontrabaß und sein kleines Schwesterlein, die Geige, ließen es sich blutsauer werden, und dazwischen schmetterte das Horn, daß es eine Lust war. Lang-Englisch, Zweitritt, Großvatertanz und all' die andern Prachttänze wechselten in schönster Unordnung, und wer nicht vergnügt war, hatt' es sich selbst beizumessen. Aber vergnügt waren auch Alle, seelenvergnügt. Des Krügers ²⁾ Gesicht leuchtete wie ein blankgeseuerter kupferner Kessel am hellen Herdfeuer, und sein Bäuchlein — was aber eigentlich ein Bauch war und zwar ein respectabler — that schier, als müßte es heute am Erntebiertage sein Tänzchen apart haben. Und doch war des Wirthes Bergnüglichkeit nur ein Abbild von der Fröhlichkeit seiner Gäste, wenn auch alle Gliedmaßen der-

¹⁾ Krug heißt in Mecklenburg jede Dorfschenke und der

²⁾ Wirth darin Krüger.

selben nicht auf apartes Tanzen Anspruch machten, dieweil unseres Herrgott's Wasser nicht an dem Leichnam eines Jeden so gesegnet gewirkt hatte, als an dem Wirthse seinen das viele und schöne Malzbier.

Nur Einer war nicht froh. Er saß unter der Linde vor der großen Hausthür und war seines Zeichens ein reisender Jäger. Der abgeschabte grüne Rock, die Flinte neben ihm, die Jagdtasche, die statt der Beute Kleidungsstücke und ein Paar Stiefeln enthielt, ließen es schließen. Er blickte düster in die jubelnde Menge hinein, und der gewaltige Bierkrug vor ihm auf dem Tische stand noch unberührt, obgleich man's ihm ansah, daß er von Hause aus kein Kostverächter war und die bereits schwach gekupferte Nase mit der Zeit ein köstliches Wirthshauschild abzugeben versprach.

„Platz für'n Kurfürsten, daß der Bracher Raum hat!“ brüllte im Hintergrunde der großen Diele, die als Tanzsaal diente, eine Stimme, und in demselben Augenblicke wurde die vierschrötige Gestalt eines Bierländers sichtbar, der mit Schultern und Ellenbogen den dichten Menschenknäuel durchbrach.

„Hasenmichel, willst Du vernünftig sein!“ schrieen ein Paar gequetschte Tänzer halb ärgerlich dem Störenfried nach.

„Lustig, Jungen, morgen haben wir wieder Nichts!“ erwiderte dieser und setzte die Ellenbogen ein Paar Kerndirnen etwas mehr als unsanft in die Seiten, daß sie aufschreiend zur Seite stoben; so gut es nämlich bei dem Gedränge anging.

Endlich hatte er die Thür erreicht und steuerte

geradeswegs auf den Jäger zu. Jetzt stand er vor ihm.

„Brav, Bruderherz, wollt ich sagen, Herr Meyer, daß Ihr lustigen Leuten nicht vorbei geht!“ schrie er halb heiser. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sagte der Teufel, da setzte er sich in einen Bienenschwarm. Aber ich, Hasenmichel aus Bierlanden, sag', wo man spielt und vor Allem, wo man trinkt, da laß' dich nieder. Nun, Herr Meyer, in einen Bienenschwarm seid Ihr just nicht gerathen, wohl aber in einen Menschenschwarm und das in einen lustigen. Zuch!“

Ein Fluch, ein recht gottvergessener Jägerfluch war die Antwort des Jägers. „Hasenmichel, muß ich Dich hier in Mecklenburg treffen, Du Ueberall und Nirgends!“ setzte er dem Fluche hinzu.

„Leben noch ein Jahr zusammen, Herr Meyer, just so wollte ich fragen!“

„Wird sich haken mit dem Zusammenleben!“ Bin brodlos, bin ein reisender Jäger, wie Du siehst. Mein Herr hat mir'n Laufpaß gegeben.“

„Wahrhaftig, Bruderherz?“ rief der Bierländer. „Nun, ewig kann man nicht zusammen bleiben! Hab's übrigens nimmer begreifen können, wie Ihr's in Euren brandenburgischen Tannenwäldern aushalten konntet. Da lob' ich mir eine mecklenburgische Eichen- oder Buchenwaldung! Aber sagt, wie kommt's, daß Euer Herr auf den vermaledeiten Einfall geräth, seinen allezeit lustigen und listigen Leibjäger in Gottes weite Welt hineinzuschicken. Gewiß sollt Ihr Euch

in der edlen Jägerkunst noch ausbilden.“ Ein Ausbruch rohen Lachens unterbrach den Hasenmichel.

„Deine faulen Witze behalt' für Dich, Hasenmichel!“ erwiederte der Jäger gereizt. „Für mich ist die Geschichte nicht zum Todlachen. Dazu habe ich mein Unglück einem Deiner Junstgenossen zu danken, einem Berliner Hausirer. Wie Dir schon oft, so verhandelte ich auf eigene Faust dem Dummbart ein paar Rehböcke und einen kapitalen Zwölfender. Läßt das Vieh von Kerl sich nicht erwischen! Nun kam's heraus, daß ich der Verkäufer gewesen sei, und ich kann von Glück sagen, daß mein Herr noch auf den vernünftigen Einfall kam, mich sans façon vom Hofe zu jagen, sonst hätt' ich statt des Wanderstabes heute leicht die Spule in der Hand haben können. — Nun laufe ich schon gegen acht Wochen in die Kreuz und Duer. Mein Jägerrock, sonst maigrün, wird herbstgelb; meine Stiefeln reißen sperrangelweit das Maul auf, daß es schier zum Erbarmen ist; mein Geldbeutel ist so leer wie mein Magen, und mein Magen so leer wie mein Geldbeutel, und was meine Spazierhölzer betrifft, die sind steif wie Brückenpfähle!“

„Hab' ich kein'n Kreuzer Geld in meiner Tasche,
So hab' ich Luck, Luck in meiner Flasche!“

fang der Hasenmichel und hielt dem Jäger den eigenen Bierkrug vor die Nase. „Trinkt, Bruderherz, das vertreibt die Grillen! Ein voller Bierkrug ist mir ein Gräuel!“

„In guter Hand!“ sagte der Jäger.

„Profit!“ erwiederte der Hausirer und trank ihm zu. Der Jäger leerte den Krug in ein paar Zügen.

Der Hasenmichel ergriff den leeren Krug.

„Einen Augenblick Geduld, Bruderherz!“ rief er.
„Ein leerer Krug ist mir ein Gräuel.“

Er drängte sich mit dem Kruge an eine dicht umlagerte Biertonne und ließ ihn wieder füllen. Bald war es geschehen und er trank auf's neue dem Jäger wacker zu.

Statt munterer zu werden, wie der Hausirer hoffte, wurde der Fremde trübsinniger.

„Bruderherz“, rief jener, „laßt doch die Ohren nicht so grausam hängen. Sagt lieber, wie's und wo's Euch drückt, vielleicht weiß Hasenmichel Rath.“

Der Jäger erhob den Kopf aus der Hand. „Helfen kannst Du mir, Hasenmichel, wenn Du nur willst“, sagte er kleinlaut. — „Du bist mir doch noch zehn Gulden schuldig? Die mußt Du mir ausbezahlen, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus.“

„Hier nehmt Euer Geld heraus,“ erwiderte der Hasenmichel, und hielt dem Jäger die leere Hand hin. „Ein voller Geldbeutel und eine immer durstige Kehle vertragen sich einander wie Kuckuck und Siebengestirn; das heißt, wo eines ist, fehlt das andere — und bei mir ist nur eine immer durstende Kehle zu finden.“

Der Jäger fluchte und schlug wild auf den Tisch. „Hasenmichel, Du lügst! So rattenfahl bist Du nicht! Du hast Geld vollauf! Ich weiß es! Geib mir wenigstens die Hälfte!“

„Stell' mich auf den Kopf, und es fällt mir kein Dreiling aus der Tasche!“ war die Antwort.

Der Jäger wurde wüthend und sprang auf. „Spitz-

hube, mein Geld will ich, oder ich rei' Dir die Kehle aus!"

„Herzensbrderchen“, sagte der Hausirer und blickte den Wthenden komisch freundlich an, „da wäre ich ja von meiner durstigen Kehle curirt! — Aber ich möchte Euch doch als guter Freund rathen, haltet Eure Pfeife im Sacke. Die braven Mecklenburger lassen dem Hasenmichel kein Haar krümmen, könnten Euch aber in aller Geschwindigkeit eine blaue Unterjacke anpassen, die Ihr so leicht nicht wieder ablegt, und die nicht am bequemsten sitzt. Und Geld bekommt Ihr nicht; denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.“

Der Jäger warf die Augen auf seine Umgebung. Da merkte er denn, daß es am besten sei, dem Rathe des Bierländers zu pariren. Denn ein paar Duzend Augen waren bereits auf ihn gerichtet, und ein paar Bursche warfen lsterne Blicke auf ihn, flüsterten mit einander und machten mit den Fäusten die verdchtigsten Schwenkungen.

„Hasenmichel, so gieb mir, was Du kannst“, sagte der Jäger kleinlaut.

„Mit Freuden, Bruderherz!“ rief der Hausirer. „Aber ein Schelm, der mehr giebt, als er hat! Geld habe ich nicht, wohl aber Geldes- oder Goldeswerth. Nämlich einen guten Rath, und der ist oft theuer, wie Ihr wißt; ein guter Rath ist Goldes werth, sagt's Sprichwort.“

„Wird ein rechter Rath sein! Wäre neugierig, ihn zu hören“, sagte ingrimmig der Jäger.

Hier nicht, Bruderherz. Hier sind zu viele

Dhren“, erwiderte der Hasenmichel ruhig. „Geht lieber in den Stall. Dort steht mein Grauchen. Streckt Euch neben ihn auf's Stroh und ruht Euch die müden Knochen. In ein paar Stunden ist's Abend. Dann bin ich bei Euch, und Ihr sollt meinen Rath hören, der Euch, wenn Ihr wollt, wieder zum Kerl machen soll, sage ich, Hasenmichel aus Bierlanden!“ —

Der Hausirer mischte sich wieder unter die Tänzer, und der Jäger schlich muthlos in den Stall. Erschöpft warf er sich neben dem Esel des Bierländers in's Stroh. Nachgedanken wider den Hasenmichel und Muthmaßungen über dessen Rath durchkreuzten fortwährend sein Gehirn. Das sah er klar, daß der Hasenmichel so bettelarm nicht war, wie er zu sein vorgab, und daß er's nur darauf anlegen wollte, ihm über's Ohr zu hauen. Und er mußte sich machtlos betrügen lassen, ja, durfte keinem Menschen davon sagen, da er das verlorene Geld nicht ehrlicherweise im Schweiß seines Angesichts erarbeitet, sondern durch den Verkauf der gewilddiehten Hasen, Rehe und Hirsche erworben, also — deutsch gesagt — gestohlen hatte.

Gegen Abend trat der Hasenmichel in den Stall.

„Hab' lange gewartet, Bruderherz; aber was lange dauert, wird gut!“ rief er beim Eintreten. „Nun mein Rath!“

„Rath hin, Rath her!“ sagte der Jäger erbittert. „Geld will ich! Mit Deinem Rath bleib' mir zehn Schritt vom Leibe.“

„Mir auch recht, Bruderherz! Des Menschen Wille

ist sein Himmelreich, und ich störe Keinen in seinem Glücke. Der Rath bleibt also in meinem Gedankenfaßten. Dort sitzt er mir nicht im Wege — und Geld hab' ich nicht.“

„Du lügst, Hasenmichel! Hast Du mir nicht zu Zeiten zwanzig und dreißig Gulden ausbezahlt, und heute solltest Du keine zehn, keine fünf haben?“

„Alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomo, da lebt' er noch, und die Zeiten sind veränderlich“, erwiederte der Hausirer. „Das war von damals, jetzt schreiben wir anders. Damals stand's Wild im Preise, und ein Hase brachte mir mehr Verdienst, als heute ein Rehbock. Uebrigens Etwas hab' ich Euch immer schuldig bleiben müssen. Vom ersten Hasen bis zum letzten Zwölfender seid Ihr mein Gläubiger gewesen.“

„Hasenmichel, wenn ich Dich nicht kennete!“ entgegnete der Jäger wieder ruhiger. „Nicht, weil Du kein Geld hattest, bliebst Du schuldig, sondern weil Du mich im Garne behalten wolltest. Die Aussicht auf die baldige Abtragung Deiner Schuld sollte mich nur reizen, Dir immer auf's neue heimlich geschossenes Wild zu verschaffen.“

„Jedes Ding hat zwei Seiten, Bruderherz! Wollt Ihr's so ansehen, kam ich's Euch nicht wehren,“ sagte der Hasenmichel und stellte sich, als wollte er gehen. Der Jäger rief ihn ängstlich zurück. „Hasenmichel,“ sagte er, „gieb mir wenigstens, was Du hast. Du siehst, ich bin in Verlegenheit.“

„Das, was ich habe, verschmähest Du mir ja — den Rath meine ich,“ versetzte der Bierländer.

„Nun, her damit!“ rief der Jäger entschlossen. „Besser Was, als Nichts, und hilft es nichts, schadt's auch nicht! Und vielleicht hilft's; denn ein verschmitzter Gallunk bist Du von Mutterleibe an gewesen.“

Der Hasenmichel setzte sich zu ihm. „Eigener Herd ist Goldes Werth, und jeder Vogel baut sein eigen Nest — wie, wenn ich Euch einen eigenen Herd verschaffte und ein Weib dazu? frag' ich,“ sagte er und klopfte dem Jäger zutraulich auf die Schulter und sah ihm scharf in's Auge. „Ich weiß es, und kann es Euch absolutemang nicht verdenken. Ihr seid's satt und müde, Euch noch länger als Jägergehülfe wie eine Kegelfugel hierhin und dorthin schieben zu lassen, sintemal Ihr vor einem Schaltjahre zum dritten Male gemullt haben müßt.“

„Ja, wahrlich, ein wahres Zigeunerleben, das eines reisenden Jägers! unterbrach der Jäger in freudiger Erregung den Hausirer. „Hasenmichel, wenn Du wahr redest, die zehn Gulden sollen Dir geschenkt sein und drei Kapitalhirsche obendrein, die besten, die ich im ersten Jahre schieße!“

„Ein Mann, ein Wort!“ rief der Hasenmichel und schüttelte die dargebotene Rechte des Jägers. „Ich halt' Euch beim Worte, Bruderherz! Und das müßt Ihr mir auch noch versprechen, daß Ihr in gewohnter Weise fortfahren wollt, mir ab und an für Geld und gute Worte ein Stück Wild zu überliefern, wo für Euer Herr Euch nimmer Schußgeld bezahlt hat.“

Auch das sagte der Jäger zu.

Die beiden Männer rückten noch mehr zusammen, und der Hasenmichel begann leise und vorsichtig seinen

jogenannten guten Rath auszukramen. „Steht Ihr vor dem Krüge,“ sprach er, mit dem Gesichte nach Sünden gekehrt, so seht Ihr in einiger Entfernung ein prächtiges Laubholz. Etwa dreißig Schritte vor demselben steht ganz allein eine Eiche, ein wahres Prachtstück, das Euch auf den ersten Blick in die Augen fallen muß. Wenn Ihr Euch, quer durch das Holz wandernd, von diesem Baume aus streng südlich haltet, trifft Ihr nach einer Stunde das Rittergut X. Gleich am Eingange desselben steht unter einem Paar herrlichen Linden die Jägerhütte. Versucht es, Euch mit dem alten Jäger drinnen bekannt zu machen. Der ist ein hoher Siebziger, mit einem Antlitze braun und gefurcht wie Eichenrinde, aber auch so fest. Seinen Kopf hat er für sich, und der ist hart. Ihr müßt ja fein und glimpflich mit ihm anbinden. Vor allen Dingen laßt das Fluchen, denn der Alte hatte seine Bibel so lieb wie seine Flinte, und ein einziger Fluch kann unsere ganze Rechnung zu Schanden machen. Ich kenne ihn gründlich, und schon seit Jahren stehe ich mit ihm im Handel. Obgleich der Gutsherr in Lübeck wohnt, und der Jäger ihm alles Geld für das verkaufte Wild und Holz dorthin senden muß, so bin ich doch fest überzeugt, daß der Alte seinen Herrn noch nie um einen Schilling betrogen hat, wenigstens mit Wissen und Willen nicht. Vor einigen Jahren war ich so unglücklich, ihm einige Andeutungen aus der Ferne zu geben, so mit dem Tulpenstengel, mein' ich, wie bei unserem Wildhandel auch für ihn etwas mehr als die Knochen abfallen könnte, — aber ich sag' Euch, Herr Meyer, ich kam mit der Nase

an's Fett! Und hätt' ich nicht ein Maul gehabt, von dem der Grundmüller zu sagen pflegt, es müsse nach meinem Tode noch extra todtgeschlagen werden, keinen Hasenlöffel hätte der Alte mir wieder verkauft. Der Section will ich gar nicht gedenken, die ich einsäckeln mußte, denn reden kann er wie ein Pastor. — Nun — um auf den Hund zu kommen — hat er eine Tochter. Ich sag's Euch aber im Voraus, sie ist grausam häßlich. Ihr Gesicht ist von Pockennarben zerrissen, als hätt' der Teufel Erbsen drauf gedroschen. Die müßt Ihr heirathen. Denn der Alte legt die Jägererei in keines Andern Hände, als in die seines Schwiegersohnes, und der Gutsherr giebt sie auch keinem Andern. Da könnt Ihr Euch gleich in das fertige Nest hinein setzen — in der Stube findet Ihr Schränke und Tische, in der Küche Schüssel und Grapen, im Stalle eine Kuh und in den Laden Linnenzeug und ein prächtiges Säcklein harter Thaler — und das ist die Hauptsache!“

„Wunderschön, Alles wunderschön!“ sagte der Jäger, aber lange nicht so vergnügt, als der Hasenmichel erwartet hatte. „Daß ich die Frage mit in den Kauf nehmen muß, finde ich aber blizwenig erbaulich.“

„Ist so gewaltig nicht, wenn Ihr's erst gewohnt seid,“ sagte der Henker zum armen Sünder, da legte er ihm den Strick um den Hals,“ gab der Hausfurer zur Antwort. „Seid Ihr's erst gewohnt, ist's ganz egal, ob Eure Frau grundhäßlich oder bildhübsch ist. Durch Umgang gewöhnt man sich selbst an den Teufel; — und Geld hat sie ja! Ist nicht gesagt, daß ich

Euch zu dem Handel zureden will, und zwingen will ich Euch erst recht nicht, kann ich auch nicht, denn Jeder hat seinen freien Willen; aber besser ist besser, und ein häßliches Weib mit Geld und Brod ist besser, als von all' dem Nichts! Und nun thut, was Ihr wollt!"

Der Jäger sagte, er wolle sich die Sache beschlafen, morgen früh wolle er sich entscheiden.

Der Hasenmichel kehrte zu den Tänzern zurück.

So müde er war, so hatte der gute Rath des Hausirers den Jäger doch in solche Aufregung gebracht, daß er in langer Zeit kein Auge schließen konnte, und als es endlich geschah, hatte er mit den ängstlichsten Träumereien zu kämpfen, bis es lichter Tag war.

2.

Nicht eine einzige Wohnung im ganzen Gute X., selbst die herrschaftliche nicht ausgenommen, machte einen so wohlthuenden Eindruck auf's Auge, als die Jägerwohnung am Eingange des Dorfes. Von den übrigen Dorfhäusern etwas abge sondert, lag sie im Schatten zweier gewaltiger Linden, die an jeder Seite des Hauses standen und — ein Bild der Eintracht — sich über dem alten tiefherabhängenden, dichtbe moosten Rohrdache gleich schweesterlichen Händen die mächtigen Zweige reichten. Die grünen Fensterläden

nahmen sich gegen die sorgfältig ausgebefferten grauen Lehmwände des Hauses recht hübsch aus, während ein niedlicher Blumengarten, mit grünen Stacketen umfaßt, die Vorderfronte der Wohnung zierte.

Die sauberste Ordnung herrschte rings um das ganze Häuschen und nicht weniger in demselben. Freilich sah man's Haus- und Stubengeräth auf den ersten Blick an, daß es weder aus Berlin noch Wien stammte, sondern aus der Hand eines ehrsamten Dorfmeisters, der gewiß seit drei Jahrzehnten Hobel und Hammer niedergelegt hatte. Ebenso bestand der Fußboden der einzigen Stube nicht aus Brettern oder auch nur aus Ziegelsteinen, sondern bescheiden aus grauem gestampften Lehm; aber kein Stäubchen verunzierte das verbliehene, altmodische Geräth, und von den Wänden oder von der Decke der Stube hing nimmer ein Freierrmann in Gestalt eines ellenlangen Spinnwebfadens, so wenig wie in den Ecken und Winkeln die in vielen Häusern so gastfreundlich beherbergten Schmutzhäuflein zu finden waren.

Und wie die Wohnung nach innen und außen, so gewährten auch die Bewohner ein Bild der Eintracht und des Friedens. Es waren aber auch nur ihrer zwei, der alte Steffen und seine Tochter, und zwei vertrugen sich immer besser als zwanzig; denn „viel Köpfe, viel Sinne,“ sagte der Teufel, da trieb er Krebsse. Der alte Steffen rechnete freilich anders. Er behauptete steif und fest, seine Familie bestehe aus drei Personen und wollte absolut den Waldmann, seinen treuen Jagdhund, mit zur Familie gezählt wissen. Dem fehle, pflegte er zu sagen, zum Menschen nur Gestalt und

Sprache, und der Botenhannis, der als Bote die laufenden Geschäfte für den Hof zu besorgen hatte, sei ein wahrer Simpel gegen ihn. Nun, der hatte allerdings an seiner Klugheit nimmer schwer zu tragen, und wenn er hätte das Pulver erfinden sollen, Lampe und Reinecke würden heute bessere Tage haben.

Wie jeden Morgen, so saßen Steffen und seine Tochter auch heute an dem altmodischen eichenen Tische. Der alte Jäger hatte die Hände gefaltet, das weiße Haupt geneigt und die Tochter betete mit heller, klangvoller Stimme: „denn dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen! Dann saßen Beide noch eine Minute oder zwei gesenkten Hauptes in andachtsvoller Stille, bis der Vater zuerst aufstand. Endlich erhob auch sie sich und legte die Hauspostille auf's Gesims, wo sie den Ehrenplatz neben der großen Hausbibel hatte; — und wahrlich! wer gesagt hätte, beide Bücher seien vom Staube zerfressen, der wäre ein arger Lügner gewesen.

„Du hattest wieder ein Gebet extra, Stina, und mich dünkte Dein Antlitz feierlicher als sonst, etwa wie am heiligen Weihnachts- oder Charfreitagsmorgen,“ sagte der Alte und blickte die Tochter fragend an.

„Ihr habt Recht, Vater. Mir ist's im Augenblicke auch anders um's Herz, als alle Tage. Kann's nicht sagen, ob's Angst ist, oder ein anderes Gefühl. Es kommt mir vor, als sei der Tag heute ein verhängnisvoller für uns. Man macht sich ja manchmal seine Gedanken, wenn auch ohne Grund; aber besser ist besser, und ein Gebet mehr kann nicht schaden.“ —

Der Alte nahm die Flinte aus der Ecke und machte

sich daran, sie zu putzen. Er war trotz seiner siebenzig Jahre noch immer eine stattliche Figur und ein richtiger Jäger. Aber es fing allgemach an, ihm zu gehen, wie den meisten seiner Genossen: Wind und Wetter kommen nach, und werden die alten Jägerknochen erst morsch und gebrechlich, dann geht's auf Siebenmeilenstiefeln abwärts dem Grabe zu. Noch vor drei Vierteljahren blieb ihm kein Rostfleck auf der Flinte verborgen, und wäre er noch so klein gewesen; nun aber mußte Stina des Vaters Auge sein. Und doch wollte es oft dem alten Manne absolut nicht gelingen, einen Fleck zu vertilgen, dieweil er, statt darüber hin und her zu fahren, sich gewissenhaft mit dem Putzlappen ein paar Strohhalme breit davon entfernt hielt, bis er auf ihre Bitten der Tochter die Arbeit überließ. Aber er that's ungern und mit schwerem Herzen.

Die Stina — ja, das war 'ne Wetterdirne! Sie eben war's, die Haus und Hof in sauberster Ordnung hielt, die seit dem sechzehnten Jahre — und augenblicklich zählte sie deren sechsundzwanzig — die verstorbene Mutter ersetzte und des Vaters Stütze und Trost war, sie war's auch, die man oft des Mittags durch Hecken und Gärten schleichen sah, Etwas unter der Schürze verbergend, und der alte franke Dorfhirte mußte, daß es ein Topf warmer Suppe war, die ihm prächtig bekam. Dazu hatte sie ein Gesicht — der Leser weiß schon, was nun folgt, in allen Liebesgeschichten steht's ja so! — Auglein, himmelblau und blitzblank; Wangen, wie Milch und Blut; einen Rosenmund, der von unserm Herrgott extra zum Küssen geschaffen scheint; schlank und zierlich wie eine

Bappel, oder wie ein Hirsch, oder wie sonst was Schlanke. Ach, du liebe Zeit, keine Spur von all' dem! Der Hasenmichel hatte nur zu sehr recht, als er sie — und sie eben hatte er gemeint — dem Jäger so grundhäßlich vormalte, und mit den Pockennarben hatt' es vollständig seine Richtigkeit. Dabei fehlte ihr, was manche andere nicht hübsche Dirne, namentlich bei dem Mannsvolke, wieder in Credit bringt — ein gottvergeßenes Plappermaul mein' ich, das herausschlägt, wie's ihm auf der Zunge jußt, und das sich den Genker darum scheert, ob's gehauen oder gestochen herauskommt! Sie sprach nie viel. Am redseligsten war sie gegen die Kranken, denn da gab's zu trösten. Aber trat ihr einer von dem jungen Volke, besonders einer von den jungen Kerlen in den Weg, da wußte sie nicht, ob sie verrathen oder verkauft sei. Das Blut schoß ihr in's Gesicht, sie schlug die Augen nieder, gab kurze Antworten, und konnte sie sich mit Manier aus dem Staube machen, sie that's gewiß. Und wer mag der armen Dirne diese Verlegenheit verdenken? Wie oft hatte sie auf dem Milchwege die heimlichen Spitz- und Stichelreden mancher jungen Dirne, die auf ihre zierliche Frage dick that, über sich ergehen lassen müß-n, und was der Hasenmichel gestern Abend von Erbsendreschen gesagt, das hat sie an Erntebiertagen von einem und dem anderen übermüthigen Burschen gehört, wenn auch hinter ihrem Rücken, und es hat ihr in der Seele weh gethan. Wenn dann an solchen Tagen Alles froh war, aber um sie sich Niemand kümmerte, oder höchstens Einer aus schlecht verhehltem Mitleiden ein paar Worte mit ihr wechselte, da ist wohl manche Thränen-

perle über ihr unschönes Gesicht geflossen, die Niemand gesehen hat, als unser Herrgott, denn der schaut in's Verborgene. Und ich glaub's fest, nicht allein gesehen, gezählt hat Er sie auch und ihre Pockennarben auch. Ja, gerade ihr zerissenes Antlitz, denk ich mir, ist in Seinen Augen viel schöner gewesen, als das Rosengesicht mancher Andern. Und wenn's einst an jenem Tage posaunen wird und es dann heißt: „Maske ab!“ da ist sie eine von denen, die da leuchtet wie des Himmels Glanz, und eine einzige ihrer Pockennarben wird vor unserm Herrgott in seiner Gnade mehr gelten, als ein Duzend Titel und Orden manches gnädigen Herrn von So-und-jo.

Mit den Pockennarben nämlich hatte es sein Aber, die hatte sie sich erworben um Gotteswillen. Und das ging so zu.

Die Mutter war etwa ein Jahr todt — Stina war 17 Jahr alt und wirthschaftete bereits wacker in Haus und Feld herum —, da brach im Dorfe die schreckliche Blatternkrankheit aus, so arg, daß kein Haus verschont blieb, und es an Händen zur Aufwartung fehlte. Die Wenigen, die vor Jahren die Krankheit überstanden hatten und darum keine Ansteckung zu fürchten hatten — das Pockenlegen kannte man damals noch nicht —, und dazu gehörte auch der alte Steffen, hatten bald alle Hände voll zu thun. Nur die Jägerwohnung blieb fortwährend verschont. Und weil sie von den übrigen Dorfhäusern etwas entfernt lag, so wäre möglicher Weise die Seuche an ihr vorübergegangen, wie einst der Würgengel vor den Häusern der Juden. Da erzählte Stina dem Vater, als er

am Abend heim kam, sie habe gehört, dort oben am andern Ende des Dorfes sei auch die Krankheit bei Webers ausgebrochen, die ganze Familie liege, habe Nichts zu brechen und zu beißen und sei schon zwei Tage ohne Pflege. Der Alte verstand sein Kind und sagte: „Stina,“ sagte er „ich kann nicht helfen. Von Rademachers darf ich nicht fort, und ein Mensch bin ich doch auch nur.“

„Ich könnte des Tages immer schon ein paar Stunden aus der Wirthschaft gehn,“ entgegnete Stina und sah den Vater fragend an. Der staunte über den Muth seines Kindes. „Ich habe dich lieb, Stina,“ sagte er, „aber thu, was du nicht lassen kannst, und unser Herrgott nehme Dich in seinen gnädigen Schutz.“

Am nächsten Morgen war Stina vor Thau und Tage im Hause des Webers und half und linderte so viel sie konnte und so gut sie's verstand. Nach einigen Wochen war die kranke Familie beinah wieder besser; aber im Jägerhause lag die arme Stina darnieder und rang tagelang mit dem Tode und konnte nicht leben und nicht sterben. Und als sie herauskam endlich, da war ihr armes Gesicht, das nimmer schön gewesen war, von Pockennarben entstellt, und Einer und der Andere sagte, der Teufel hätt' Erbsen darauf gedroschen. Ja, so ist's, wer den Schaden hat, hat auch den Schimpf, und der beißt oft grausamer, als der Schade selbst. —

Die Flinte war gepuzt, die unterdeß von Stina aufgetragene Morgensuppe verzehrt, und der Alte machte sich marschfertig, seinen täglichen Waldgang anzutreten.

„Helf Gott!“ sagte Stina und hing ihm die Jagdtasche um. „Nehmt Euch doch ja in Acht, Vater, daß Euch kein Unglück passirt. Ihr könnt Euch nicht mehr kehren und wenden wie vor Zeiten, und Unglück schläft nicht. Mir wird allemal himmelangst, wenn Ihr zu Holz geht. Ach, wolltet Ihr nur, Ihr könntet Euch alle Mühe und mir alle Angst sparen!“ setzte sie hinzu und seufzte.

„Du meinst, wenn ich mich auf's Altentheil gäbe?“ erwiderte Steffen. „Stina, das kennst Du nicht! Jeder Baum im Walde ist mir ein lieber Bekannter, von dem ein altes Jägerherz sich so leicht nicht losreißt. Dazu ist's meine Pflicht und Schuldigkeit, nach Kräften für Dich zu sorgen, und ich lege die Jagdflinte in keines andern Hände, als in die meines Schwiegersohnes. Etwas Anderes ist's, wenn unser Herrgott mir die Flinte aus der Hand nimmt. Da mag sie erhalten, wer sie will, ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

Er wartete die Antwort der Tochter nicht ab, sondern wandte sich kurz und trat aus dem Hause. Sie blickte ihm betrübt nach. „Er ist sonst so gut und in diesem Stücke so hart. Gott, verzeih' ihm die Sünde!“ seufzte sie und schaute ihm noch lange nach.

Als der Alte den Forst betrat, stand er einen Augenblick still und ließ die Augen rings um sich schweifen. „Ich und den Wald aufgeben!“ brummte er bei sich. „Eben so gut könnte ein Fisch auf dem Trocknen leben, und daß ich's nimmer lange aushalte, wenn ich im Forste nicht mehr herumwirken darf, ist gewiß, wie Amen in der Kirche.“ Er trat einer Fichte

näher und schaute mit Wohlgefallen an dem schlanken Stamm in die Höhe. „Bist doch ein prächtiger Kerl geworden seit der Zeit, da ich mein erstes Reh an dem Fackel dort auswaidete; — noch ein paar Jahre, und sie schaut der Eiche dort weit über den Kopf hinweg.“ Er setzte seinen Marsch wieder fort. Aber wer ihn erst draußen vor dem Walde hätte schreiten sehen und jetzt in demselben, der hätt sich gewundert und gesagt, der Alte müsse plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden sein, so rüstig marschirte er im Walde dahin. Dann und wann stand er still und betrachtete sinnend einen Lieblingsbaum oder eine junge Tannenschonung.

Plötzlich raschelte und rauschte es nicht weit von ihm im dichten Unterholze. Der Alte lauschte und machte sich schußfertig. Etwa dreißig Schritt vor ihm traten ein paar herrliche Hirsche aus dem Gebüsch und schritten stolz an ihm vorüber. Einen Augenblick betrachtete er die schönen Thiere mit innerlicher Freude, dann legte er bedächtig an — ein Krach, und das eine von den Thieren brach zusammen. Freudig eilte er hinzu, um seine Beute in der Nähe zu betrachten. Es war ein Bierzehnder, aber ein ungleicher, ein Thier, wie ihm seit Jahren nicht unter die Flinte gekommen war. Er überlegte, wie es am besten auszuwaiden sei und meinte, er müsse wohl seine ganze Kraft bis aufs letzte Fünkeln zusammen nehmen, um das Thier regieren zu können. Mit einem Male sprang es auf und senkte wüthend das Geweih gegen den Jäger, der sich blitzschnell in die aller schlimmste Lage verlegt sah. Das Geweih des

gereizten Thieres packen, war das Erste und Beste, was der Alte thun konnte, es blieb ihm auch nichts Anderes übrig, und es entspann sich ein Kampf, der dem Jäger nicht die rosigsten Aussichten gewährte, und von dem er nicht sagen konnte, ob er ihn mit heiler Haut überstehen werde. Das Genick des Thieres krachte zwar anfangs unter den nervigen Fäusten des Alten, aber nach einigen Minuten schon erlahmte seine schnell aufgeflackerte Kraft, während das Thier rasender und unbändiger wurde. Der Kampf konnte nicht lange unentschieden bleiben, denn die Anstrengung, die der Alte jetzt machte, kostete ihn das letzte Quentlein Kraft. Das fühlte er auch, und er dachte, wenn's unser Herrgott nur gnädig und der Hirsch nur kurz mit ihm mache.

Während dies geschah, wanderte nicht weit davon ein reisender Jäger daher, und ich will's nur gerade heraus sagen, daß es der Jäger Meyer von gestern Abend war. Plötzlich stand er still und horchte. Hierhin und dorthin wandte er sich, bückte sich zur Erde und spähte durch das Gebüsch. Da gewahrte er nicht weit von sich den unglücklichen Kampf. Mit einem Ruck hatte er den Hirschfänger aus der Scheide, mit einem Satz stand er neben dem Jäger, dann ein kräftiger Stoß, geführt mit sicherer Hand — und das Wild brach ohne Ruck und Zuck zusammen.

Der Alte stand erdfahl und zitternd da und schaute bald auf seinen Retter, bald auf das verendende Thier zu seinen Füßen.

„Nehmt's nicht krumm,“ sagte der Fremde, „ich habe Euch da in's Handwerk gefischt; aber Ihr saßet

verzweifelt in der Klemme, und ich dachte: „Noth hat kein Gebot.“

Der Alte ergriff schweigend seine Hand und drückte sie.

„Glaub's Euch,“ fuhr er fort, „das Beest hat Euch arg mitgenommen, und der Athem ist Euch knapp geworden. Ist's Euch recht, waide ich das Wild aus, unterdeß verpustet Ihr Euch ein wenig. — Aber Ihr schweißt ja,“ setzte er hinzu und deutete auf eine blutende Kopfwunde des Alten. „Geduldet Euch einen Augenblick, gleich will ich Euch curiren.“ Er suchte ein paar Blätter, legte sie auf die Wunde und verband diese mit einem Tuche. Dann brach er das Thier auf und waidete es aus.

Unterdeß erholte der Alte sich so weit, daß er mit seinem Retter den Rückweg antreten konnte, denn er gab es durchaus nicht zu, daß der junge Jäger seine Wanderung fortsetzte, eh' er in sein Haus gekommen sei und einen Mund voll Brod genommen habe, wie er sagte.

Stina erschrak nicht schlecht, als sie den Vater mit verbundenem Kopfe eintreten sah; nicht weniger wunderte sie sich über den Gast, den er ihr zuführte. Aber als sie hörte, wie dieser der Retter des alten Vaters gewesen, da ließ sie keine Verlegenheit aufkommen. Sie reichte ihm treuherzig die Hand und sagte: „Seid willkommen! Gott lohn's Euch!“

„Hat sich was zu lohnen!“ erwiederte der Gast. „Wäre ich eine Minute später gekommen, so hätte der Hirsch dem Alten den Doctor erspart, und der Tischler hätte ihm ein hölzernes Kamisol anmessen können.

Unserer aber kennt das erste Gebot. „Laß dich nicht verblüffen!“ dachte ich und stieß dem Vieh den Hirschfänger in's Herz.“

Zu jeder andern Zeit hätten Rede und Blick des Fremden das Mädchen angewidert, aber diesmal gab die Dankbarkeit solchem Gefühle nicht Raum. Sie holte herbei was Küche und Keller hergeben wollten, um ihn zu laben, und als der Vater ihn bat, er möge doch noch bleiben, einen Tag oder etliche, da stimmte sie von Herzen mit ein. —

Während der Fremde sich gütlich that, schaute der Hasenmichel in die Thür. „Habt Ihr das versprochene Wild besorgt?“ fragte er den alten Steffen.

„Ihr und Euer Wild!“ erwiderte dieser knurrig „Ich wollt', Ihr wäret wo der Pfeffer wächst. Hätt Euretwegen beinahe ins Gras beißen müssen; — aber kommt näher!“

Der Hausirer trat ein, reichte dem Alten und Stina die Hand und sah den Jäger verwundert an. „Habt Euch wohl einen Gehülfsen zugelegt, Jäger,“ sagte er und stellte sich, als habe er den Meyer im Leben noch nicht gesehen.

„Er hat mich gerettet,“ gab der Alte zur Antwort und erzählte kurz die Geschichte.

„Und wo ist der Hirsch?“ fragte der Hasenmichel.

„Liegt noch im Forst. Könnt ihn selbst holen, wo nicht, mag er liegen bleiben und veraasen,“ murrte Steffen.

„Wenn's Euch recht ist, will ich ihm das Wild anweisen,“ sagte zuvorkommend der Fremde.

Stina sah ihn dankend an.

„Kanns Euch nicht am Sinn sein, junger Mann,“ erwiderte der Alte. „Ihr habt ohnehin genug für mich gethan, und all zu viel ist ungesund.“

Der junge Jäger stand auf und machte sich marschfertig.

„Aber das Thier kostet zwei Gulden über den gewöhnlichen Preis,“ sagte Steffen zum Hasenmichel. „Es ist ein Kapitalthier, wie Ihr kürzlich kein's gesehen habt.“

„Das ist ja ein wahres Sündengeld, Jäger!“ fuhr der Hausirer auf. „Keinen Schilling kann ich mehr als sonst geben; gewiß und wahrhaftig nicht! Das Wild schlägt ohnehin tagtäglich im Preise ab und — glaubt mir's auf Ehre! — ich habe einen wahren Lumpenverdienst dabei.“

„So laßt's liegen!“ sagte der Alte kurz. „Ein Jude bin ich nicht, daß ich mit Euch schwachern sollte. Wollt Ihr's, oder wollt Ihr's nicht, — ja oder nein; — macht's kurz!“ —

„Muß“ ist ein bitter Kraut!“ sagte der Hasenmichel. Er warf den verlangten Preis auf den Tisch und folgte dem jungen Jäger, der voraus schritt, ihm das Wild zu zeigen. —

Erst unterwegs kehrten Beide die alte Freundschaft wieder heraus. Der Hasenmichel rieb sich vergnügt die Hände. „Herr Meyer, Ihr seid ein wahrer Glücksvogel!“ rief er seelenvergnügt. „Nicht Jedem wäre der Alte so bald gewogen und die Dirne vertraut geworden. Das Schwerste ist nun überstanden, und das Uebrige macht sich auch; „denn wer über den Hund ist, kommt auch über den Schwanz.“

„Habt gut reden!“ sagte der Jäger verdrießlich. „Wenn Du die Dirne heirathen solltest, würden die Glocken anders läuten. Einen Engel hab' ich in der Jägerhütte nicht zu finden gehofft; — aber die Dirn' ist verwettert häßlich.“

„Macht sich!“ erwiderte der Hausirer; „macht sich! die Liebe findet sich mit der Zeit, und Mosen und die Propheten“ hat sie, und das ist die Hauptsache. Oder, Herr Meyer, wollt Ihr wieder in die Welt gehen, und Euch noch, wer weiß wie lange, als reisender Jäger herumstoßen lassen, hierhin und dorthin, und wenn's Lied aus ist, an der Landstraße crepiren wie ein Hund, oder wenn's hoch kommt, in irgend einem Spittel auf dem Strohlager verenden, nachdem Euch die Wanzen halb aufgefressen haben?“

Der Jäger schüttelte sich wie im Fieberschauer über solche Aussichten. „Hab' ja nicht gesagt, daß ich sie nicht will; ich sag' nur, daß sie mordhäßlich ist. Ja, natürlich wird sie meine Frau, das heißt, wenn sie will, und der Alte auch, und wenn ich mir den Jägerdienst damit erheirathen kann. Und auch das hab' ich mir vorgenommen, ein anderer Mensch will ich werden, als ich bisher war. Wenigstens das Spielen und Saufen will ich lassen. Das reizt sonst zu arg ein, und ich komme in alle Ewigkeit auf keinen grünen Zweig.“

„Wird sich auch finden, Herr Meyer,“ fiel ihm der Hasenmichel in die Rede. „Aber vor allen Dingen noch eins! Mit dem Bewalter knüpft Bekanntschaft an, je freundschaftlicher, desto besser. Laßt's aber den Alten nicht merken, denn der hat einen Biß

auf den Verwalter. Ich habe schon manchen fetten Handel mit ihm abgeschlossen, und noch heute beauftragte er mich, für ihn in der Stadt eine Portion Korn — so'n Sack' er zehn etwa — zu verkaufen, dessen Erlös — und ich will den Kopf missen, wenns anders ist — nun und nimmer den Geldsack des Gutsheerrn berührt. Ich sag' Euch, der Kerl ist ein ausstudirter Pfiffikus vom dicksten Ende, und von ihm könnt Ihr lernen. Obgleich er spielt und säuft und — —, nun ich will Euch sein Sündenregister nicht aufzählen, er trägt's ohnehin auf der Nase — dennoch ist er längst auf dem grünsten Zweige. Jedoch vor seinen Töchtern nehmt Euch in Acht. Die ziehen Euch die Schlinge über den Kopf, eh Ihr's merkt — und dann gute Nacht, Jägerrei!“

Der Herr Meyer versprach, dem Hasenmichel in allen Stücken zu folgen, und er hatte Gründe, den Worten des alten Freundes zu trauen.

3.

Als der Fremde mit dem Hasenmichel dem Walde zuschritt, schaute Stina ihm durchs Fenster nach.

„Die Wanderschaft hat den armen Menschen arg mitgenommen,“ sagte sie und deutete auf ihn.

„Sein Rock ist zum Erbarmen fadenscheinig, und seine Stiefel lassen ungehindert Dick und Dünn nach innen.“ —

„Kannst ihm meine alten Wasserstiefel hervorsuchen,“ erwiderte der Vater. „Sie sind ihm zwar etwas zu groß, aber besser drei Zoll zu groß, als einen halben zu klein.“

„Und dann soll er seine Wanderschaft wieder antreten?“ sagte sie und blickte den Vater fragend an.

„Bis morgen oder übermorgen mag er gern bleiben,“ war die Antwort.

„Und Ihr wollt wieder allein in den Forst und mich mit der Angst im Herzen um Euch hier sitzen lassen! Vater, das redet mir Keiner aus, den reisenden Jäger hat unser Herrgott selbst geschickt; sonst wäre er nicht gerade zur rechten Zeit und Stunde und am rechten Orte mit Euch zusammen getroffen.“

„Mädchen, Du willst doch nicht, daß ich meine Eichen und Tannen, meine Hirsche und Rehe an einen wildfremden Menschen abtreten soll, an einen Menschen, der da mir nichts, dir nichts in den Forst geschneit kommt?“

„So mein ich's nicht, Vater. Ich denke, wenn Ihr ihn als Euren Gehülfen behieltet? Ich glaube, er würde bleiben, wenn Ihr's ihm vorstelltet. Da könntet Ihr recht nach Eurem Gefallen leben, könntet thun und lassen, was Ihr wollet und wäret immer Herr im Forste.“

Das leuchtete dem Alten ein. Allein gefangen gab er sich so bald der Tochter noch nicht, dazu hatte er seinen Wald zu lieb. Er hatte noch einen ganzen Segen von Wenn und Aber bei der Hand. Wenn nun der Gehülfe ein rechter Stromer und Bruder Rüderlich wäre, der ihm zehnmal mehr Schaden als

Nutzen brächte? wandte er ein. Er wisse freilich, daß er dem Fremden zur Dankbarkeit verpflichtet sei, und deshalb müsse er ihn durch eine weiße und nicht durch eine schwarze Brille ansehen; aber wenn's nun so sei. Uebrigens, so Gewaltiges sei es doch auch nicht, daß der Fremde ihm das Leben gerettet habe; er habe weiter nichts als seine Schuldigkeit gethan. Er, der Alte selbst, habe mehr als einen Menschen mit Lebensgefahr gerettet, aber großen Dank habe er nimmer dafür verlangt — „ist nicht aus nachbarlicher Freundschaft, sondern aus verfluchter Schuldigkeit geschehen!“ wurde dem Martinsmanne in Schwerin gesagt, da schickten ihn noch die Lübecker alle Martini dorthin. Und gesetzt, der Gehülfe schlage in allen Ecken und Kanten auch ein; aber wenn der gnädige Herr nun nichts von einem Gehülfen wissen wolle — und daß dem so sei, sei klar wie Spülwasser —, was dann, was dann und was dann?

Auf das erste Aber antwortete Stina, was die Dankbarkeit betreffe, so wolle sie auch nicht sagen, daß der Fremde darauf rechnen solle, aber ihrer Beider Schuldigkeit sei's doch, Dankbarkeit zu beweisen; und zum Andern, wenn sie sich beide in ihm geirrt hätten, und er aus den Strängen schlage, so seien sie ja nicht zusammengetraut, und zusammengepoppelt wären sie auch nicht. Was jedoch das letzte Aber betreffe, so sei der Gutsherr der Letzte, der ihnen einen Stein in den Weg lege; bei dem möge der Vater getroßt anklopfen, und daß es nicht vergebens sei, dafür wolle sie stehen. Uebrigens sei es Pflicht und Schuldigkeit des Vaters, sich nach ei-

nem Gehülften umzusehen, denn die spitzbüßischen Städter wüßten's auf ein Haar, wie gebrechlich er sei und hätten bereits angefangen, hier und da ein paar kostbare Stämme Nußholz zu stehlen, und wenn ihnen nicht ein junger, rüstiger Jäger auf die Finger sehe, so würden sie dreister, denn das gemauste Holz schmecke nach mehr, und am Ende sei's immer der gnädige Herr, der zu kurz käme und der Jäger, der vor dem Riß säße.

Die letzten Gründe stimmten den Alten um. Es wurde beschlossen, den jungen Jäger einstweilen zu behalten, und wenn er zu gebrauchen sei und der gnädige Herr seine Zustimmung gebe, solle er bis zu dem Tode Steffens dessen Gehülfe sein.

Als der Fremde zurück kam, theilte ihm der Alte seinen Plan mit, und wir wissen, wie gern jener darauf einging.

Nach einigen Wochen kam auch die Antwort vom Gutsherrn zurück. Wie Stina es vorhergesagt hatte, so kam es richtig. Der Herr schrieb, Steffen möge den Jäger, wenn er Zutrauen zu ihm habe, nur ja behalten. Es solle ihn freuen, wenn sein alter braver Jäger es in seinen alten Tagen etwas kommoder hätte, denn von ihm solle Keiner sagen, daß er seine Jäger und Jägerhunde, wenn sie alt würden, über einen Kamm schere, wie's hie und da wohl sei. Der Alte solle die Besoldung, so wie ein billiges Kostgeld für den Gehülften alle Vierteljahr sich vom Verwalter aus der Gutskasse auszahlen lassen. Und wenn er Einen wisse, den er zum Schwiegersohne und Nachfolger zu haben wünsche, solle er's nur ja-

gen, wo nicht, sei ein treu erprobter Diener dazu bestimmt, zum Nachfolger nämlich.

Jetzt war Alles in Richtigkeit. Der junge Jäger blieb, und in der ersten Zeit ging's gut. Das freilich hatte der Alte in den ersten Tagen schon weg, daß sein Gehülfe gerade kein großer Heiliger sei, auch wohl keiner werde; aber er hielt ihn doch für einen ganz rechtschaffenen Kerl — der bei unserem Herrgott allerdings nur spottwohlfeil angeschrieben steht —, mit dem auszukommen sei. Er fluchte nicht nur höchst selten, hörte geduldig den Morgen- und Abendsegen mit an, besorgte seine Geschäfte still und fleißig und bezeugte sich der Stina durch allerlei kleine Dienstleistungen nützlich, ohne daß es den Anschein hatte, als wolle er sich ihr aufdrängen. Und Stina fühlte sich darüber glücklich; denn es that ihr wohl, daß er an ihrem unschönen Antlitz keinen Anstoß nahm. Und je mehr sie das stille Wesen des jungen Mannes kennen lernte, und wie er bemüht war, dem Vater auch die kleinste Last abzunehmen, desto wohler that es ihrem Herzen, da wurde sie ihm gut, wie noch nie einem Manne. Und wenn sie in traulicher Stille einen Blick in die geheimsten Tiefen ihres Herzens that, so fand sie ein Bild darin, das dem jungen Jäger auf ein Haar ähnelte. Dann aber schreckte sie zusammen, als hätt' sie sich auf den schlimmsten Wegen ertappt, und sie seufzte wohl: „Lieber Herrgott, bewahre mich vor eitlen Luftgespinnsten,“ und dann arbeitete sie doppelt fleißig in Haus und Garten herum.

So steuerte Meyer langsam und sicher seinem

Ziele zu. Aber Schweiß kostete es ihn. Besonders hatte er mit dem Fluchen seine liebe Noth er konnte es partu (par tout) nicht lassen. Manchen Fluch, der ihm schon auf der Zungenspitze wippte, mußte er wieder retour würgen.

Mit der Zeit aber gewöhnte er sich an Alles, und er fand auch die Stina nicht mehr so grundhäßlich. Ja er sagte oft bei sich im Stillen, es sei doch schmacklich, wie man sich an einen Menschen gewöhnen könne. Jetzt könne er die Stina wirklich mit Pläsir heirathen, das sei man eben so viel. Denn das müsse ihr doch ihr Feind lassen, von Herzen wäre sie nicht schlecht, und eine gute Wirthin wäre sie auch, und Schieb=vom=Daumen hätte sie auch, und wenn sie auch ein Bischen heterisch wäre, so wolle er sie schon befehren und wo nicht, hätt' er auch keinen Schaden davon. — Des Alten Zutrauen hatte Meyer sich im Umsehen erworben, und als der Winter herankam, ließ jener sich tagelang nicht im Forste blicken. Das war, was der Gehülfe wünschte. Erstlich hatte er nun Gelegenheit, dem Hasenmichel das versprochene Bild zu verschaffen und dann die Bekanntschaft des Verwalters zu machen.

Bisher hatte der Gehülfe den Verwalter nur im Vorbeigehen gesehen, gesprochen noch gar nicht. Um des Alten willen hatte er ihn gemieden, und dieser hatte ein Gleiches gethan. Dafür aber wurde die Freundschaft jetzt doppelt dick. Der Jäger meinte, der Verwalter sei doch ein excellenter Kerl, und es gäbe auf Gottes weiter Welt keinen Zweiten, der so polirt wäre. Und schon am Tage nach ihrer ersten

Bekanntschafft machte er den Umweg durchs Dorf und schließlich durch Garten und Hinterthür in die Verwalterwohnung.

Ueber den Hasenmichel hatte er sich oft im stillen gewundert, wie der in allen Stücken Recht habe, und mehr als einmal hatte er's angelobt, ihm in allen Dingen zu gehorchen. Aber die Hauptsache vergaß er — sich vor des Verwalters Töchtern zu hüten. Der Tausend, das waren aber auch Dirnen! Besonders die älteste, die Lisette, hatte ein Gesicht, als wär's aus dem Ei geschält, und ein Maulwerk, das ging wie eine Pfeffermühle, und Augen hatt' sie im Kopfe — ich sage, wie Karfunkelsteine, und wenn's Feuer just ausgegangen war, der konnte sich versucht fühlen, den Fidibus dran anzuzünden. Und was man sich Alles mit ihnen erzählen konnte, das ging weit, und Nichts hörte sich pudlistiger an, als wenn sie fluchten. In der Jägerwohnung war's ihm wohl, aber hier fand er's gemüthlich. Hier konnte er schwatzen, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und Niemand sah sauer dazu, wenn er auch einmal gegen das zweite oder sechste oder gegen sonst ein Gebot anrannte, ja man lachte ihm gar herzlich Beifall. Da war's natürlich, daß er seine Besuche bei dem Verwalter, so oft es anging, wiederholte, während der Alte meinte, sein braver Jäger lasse es sich im Holze blutsauer werden. Daß sich dabei mancher Hase, auch wohl ein Rehbock in die Küche des Verwalters verirrt, ist klar, und der Hasenmichel zog gewiß nicht den schlechtesten Strang dabei. Aber Stina sagte sich, Meyer sei doch schon ein ganz Anderer als gestern

Sie konnte freilich nicht sagen, worin er anders geworden sei, aber geändert hatte er sich, das sah sie.

Bis nach Weihnachten ging in der Jägerwohnung Alles im alten Geleise. Der Winter hatte sich mit Schnee und Eis nicht lumpen lassen, und der Alte dachte: „Nun seh Einer den alten Herrgott an! Ist dieser Winter ein recht grimmiger, dazu geht's mit mir ans Ende, und schickt mir da einen Gehülfen, wie ich ihn nicht besser wünschen kann!“ Es ging aber auch mit ihm ans Ende, dampfschnell nämlich. Weihnacht fühlte er sich matt, dann klagte er hierüber und darüber, und wenn Stina ihn besorgt fragte, wo's ihn brenne, oder steche, oder schneide, oder ziehe, so wußte er's selbst nicht. Bis Fastelabend (Fastnacht) quiente er, dann legte er sich. Da sagte er zu Stina: „Jetzt ist's mit mir aus und alle. Geh zum Herrn Pastor und sage ihm, ich wollt' doch ungern dahin fahren wie die Säue in meinem Forste, und ich bäte ihn herzlich um das heilige Nachtmahl.“ Der kam auch, und als er gegangen war, betete der Kranke: „Lieber Herrgott, nun mach's kurz. Ich bin ein verolmter, wurmfstichiger Stamm in Deinem Forste und tauge zu Nichts mehr. Von wegen der Stina habe ich noch allerlei auf dem Herzen, das aber sage ich Dir, wenn ich bei Dir bin; Du barmherziger Herrgott.“ Und so betete er fort, erst laut, dann leiser, bis er nur noch flüsterte, so daß Stina meinte, unser Herrgott werde jetzt den alten Vater auflösen, und die Stunde der Scheidung sei nahe.

So weit aber war's noch nicht. Erst sollte sich

noch Etwas ereignen, woran Keiner im ganzen Gute gedacht hatte die Stina am allerwenigsten.

Je häufiger Meyer in die Verwalterwohnung kam, desto mehr trieb's ihn dorthin, und je mehr er der Lisett' in die schwarzen Augen guckte, desto öfter wollte er hinein gucken. Da dachte er denn oft, gegen die Lisett' sei Stina doch Raff (Spreu). Sie sei freilich von Natur ganz gut, auch immer freundlich, aber lustig, so recht ausgelassen lustig könne sie nicht sein. Und hinterher kam ihm allemal der Gedanke, wenn er statt mit der Stina mit der Lisett' den Jägerdienst erheirathen könne, das wäre prächtig. So selten und flüchtig solcher Gedanke auch anfangs kam, so kehrte er doch zurück, öfter und öfter und setzte sich endlich in seinem Hirnkasten fest, und summete und brummte dem Meyer Nacht und Tag wie eine Horniß im Kopfe herum. Gegen die Stina that er natürlich nach dem Rathe des Hasenmichels immer gleich freundlich, aber es ward ihm alle Tage saurer. Und als es gegen Fastelabend war, da hätt er's fast mit der Lisett' richtig gemacht — nur zerbrach er sich noch den Kopf darüber, wovon er eine Frau ernähren solle, und ob er jemals dahin komme, eine ernähren zu können. Da kamen ihm zwei in die Quere, der alte Steffen mit seiner Krankheit und der Hasenmichel mit seinen Rathschlägen und Plänen.

„Wie stehts, Herr Meyer? Bon wegen der Jäger-Stina mein ich — seid Ihr klar mit einander?“, fragte der Hasenmichel den Gehülfen, als sie sich eines Tages unerwartet vor dem Dorfe trafen. Meyer verzog das Gesicht, als sei ihm unversehens ein Tropfen

Eßig, etwa wie eine Haselnuß groß, in die unrechte Kehle gerathen. Am liebsten wäre er ihm gleich zehn Schritt aus dem Wege gegangen; aber einmal mußte er doch in den sauren Apfel beißen und dem Freunde Rede und Antwort stehen. Es konnte ihm ja Keiner so gut rathen, wie der Hausfrevler. So erzählte er denn, was er wußte: daß der Alte aus dem letzten Loche pfeife und heute schon das Nachmahl erhalten habe, daß die Stina doch jämmerlich häßlich sei, doch wenn's sein müsse, wolle er sie immerhin heirathen; — von des Verwalters Lisett', daß es ein barbarisch hübsches Weibsbild sei und resolut zum Tollwerden, und wenn er die heirathen könne, würde er grausam glücklich werden; — aber das sei gewiß, prügeln und haarzausen würde er sich mit der Stina auch nicht, wenn sie sein Weib würde. —

„Guckst du mir da heraus!“ dachte der Hasenmichel und flötete gedankenvoll halblaut vor sich hin. Er durchschaute auf ein Haar, was die Glocke geschlagen hatte, daß nämlich Herr Meyer sich gründlich in die Verwalter-Lisett' verschossen, sah aber auch, daß er dabei mit seinen Plänen zwischen Borke und Baum gerathen sei. Möglich war's ja, daß der Gutsherr dem Gehülfen die Erlaubniß zur Heirath mit der Verwalter-Lisett' ertheilte und ihn zum Nachfolger des alten Steffen ernannte, möglich war aber auch das pure Gegentheil. Hätte er dem Jäger zu einer Heirath mit der Lisett' gerathen, und der Herr hätte seine Einwilligung dazu versagt, so wäre dem Gehülfen nichts Weiteres übrig geblieben, als den Wanderstab wieder zu ergreifen, zumal wenn der Alte

unterdeß gestorben wäre, und der Hasenmichel wäre um einen prächtigen Kundmann ärmer gewesen; — hätte er andernfalls aber abgerathen, und der Jäger hätte dennoch die Lisett' geheirathet und dazu vom Gutsheerrn den Jägerdienst erhalten, so hätte er den Verwalter verlieren können und im schlimmsten Falle den Jäger dazu, wenn dieser nämlich dem Schwieger- vater und der jungen Frau verrathen hätte, wie er ihm von einer Heirath mit der Lisett abgerathen. Und er hätte doch für sein Leben gerne beide Kunden behalten, denn sie waren extra.

„Also richtig im Neg!“ sagte der Hasenmichel und blickte den Jäger halb ernst, halb neckisch an.

„So weit sind wir noch lange nicht,“ sagte der Jäger und gab sich die möglichste Mühe recht un- schuldig drein zu schauen. Obgleich der Hasenmichel nicht gesagt hatte, um welche es sich handle, so fühlte Meyer doch heraus, daß die Lisett' gemeint sei. —

„Glaub's!“ sagte der Hausvater trocken. „Ich kam auf den Gedanken, weil mir's schien, als leuchteten Eure Augen wie Flimmsterne (Johanniswürmchen), da Ihr von der Lisett' spracht, und als würdet Ihr'n Bischen kurzpustig, weil Euch das Herz poppelte. Nun, irren ist menschlich! — Aber rathen läßt sich da schlecht. So viel steht fest, eh der Alte stirbt, müßt Ihr wissen, woran Ihr seid, ob's Stina sein soll, oder die Lisett', und vor allen Dingen, ob zur Heirath mit dieser der gnädige Herr seine Einwilli- gung und Euch den Jägerdienst giebt. Das Alles überlegt wohl!“

„Wo ist das zu erfahren!“ erwiderte Meyer zweifelnd und gewaltig kleinlaut.

„Vom Gutsherrn nicht, und vom alten Steffen auch nicht, und Eure Hirsche und Hasen sagen's Euch auch nicht,“ entgegnete feck der Hasenmichel. „Aber wenn Ihr Eure Fünfe zusammen nehmt, kann's nicht schwer sein, das herauszubringen. Da hat der Gutsherr oft an den Alten geschrieben, und wie die Beiden vertraut waren, darnach sollte man's glauben, hätte der Herr sich wohl in einem Briefe über dies Kapitel ausgesprochen. Wenn Ihr ein paar Briefe gefaßt kriegen könntet, das wäre gut, und ich würde rathen, zu thun, was der Lübtthener Schulze (Dorfrichter) sagt: „darnach Euch zu richten!“ — nach den Briefen nämlich.“

Als der Jäger sich von dem Hasenmichel verabschiedete und stracks Wegs in die Jägerwohnung zurück kehrte, hätt's ihm ein Kind ansehen können, daß ihm der Kopf nicht schlecht weh that. Seine erste Frage an Stina war, was der Vater mache. Die weinte und sagte, er werde wohl bald bei Gott, dem Herrn, sein, und ob er diesen Abend noch ableben werde, sei so und so. — Er gerieth in nicht geringe Angst, und er dachte: „Wenn's der Alte diese einzige Woche nur noch macht!“ Gegen die Stina war er besonders freundlich, fast zärtlich, und die dachte: „der gute Meyer hat doch ein weiches Herz, so hart es mitunter scheint. Wie er doch Mitleid mit meiner Lage hat!“ Er suchte sie zu trösten und sagte, sie solle doch nicht betrübt sein; so lange der Alte nicht todt sei, könne er noch immer durchschrammen, und

wenn er sterbe, so sei's ein Unglück, das den Einen treffe und den Andern getroffen habe, und dem Keiner entgehe. Stina weinte freilich fort, aber es that ihr doch wohl, Jemand um sich zu haben, der sie bemitleidete. Wider Erwarten wurde gegen Abend der Kranke munterer, und Stina fing wieder an zu hoffen.

Der Jäger lauschte auf jeden Athemzug des Kranken und wich keinen Schritt von seinem Lager. Gegen Mitternacht schlief der Kranke, und Meyer trieb die Stina, sich niederzulegen, ein Stündchen nur, er wolle gern ein paar Stunden für sie wachen. Wenn etwas passire, wolle er sie schon wecken. Wozu Beide wachen wollten, da Einer dem Alten Handreichung genug thun könne. Endlich ließ Stina sich bereden und ging.

Als Meyer sich allein sah, horchte er einen Augenblick auf die Athemzüge des Kranken. Die waren kurz, aber regelmäßig und zeugten, daß der Patient im Schlummer lag. Sonst war Alles still. Nur die Schwarzwälder Uhr setzte ihr eintöniges Ticktack fort, und im Wandschrank bohrte der Holzwurm. In Stina's Kammer war's still geworden. Meyer hatte sich hinter den Ofen geschlichen, dort hing Steffens Hausrock. Er durchsuchte die Taschen desselben und zog einen Schlüssel hervor, den Schlüssel zum Wandschrank. Meyer horchte. Alles still. Vorsichtig öffnete er den Schrank. Gleich voran lag ein Pack zusammengebundener Briefe. Die ergriff er, schob den Tisch und einen Stuhl hinter den Ofen und begann den obersten Brief zu lesen. Er brauchte keinen zwei-

ten hervor zu ziehen, dieser gab ihm hinreichend Aufschluß. „Nun ist's richtig, die Stina muß ich heirathen, oder ich muß wieder in die Welt hinein!“ sagte er halblaut. „Dort stehts deutlich, daß schon ein Diener zum Nachfolger des Alten bestimmt ist, wenn dieser keinen Schwiegersohn hat, der den Jägerdienst übernehmen kann.“ Er verschloß die Briefe wieder sorgfältig und steckte den Schlüssel an seinen Ort.

Nach einer Stunde schon kam Stina zurück und trieb den Gehülften, sein Lager aufzusuchen.

Meyer ging. Schlaf aber kam nicht in seine Augen. Ihm war's justement zu Muth, als hätt' er eine Langschaufel im Kopfe, und darauf säßen die Stina und die Lisette, diese an einem, jene an dem andern Ende und als gings immer wipp-wapp! wipp-wapp! Bald saß die eine oben, bald die andere; die eine verteufelt hübsch, aber mit leeren Händen, die andere häßlich, aber mit dem prächtigen Jägerdienst zur Seite. Aber allmählich blieb die Stina immer mehr oben, und als es Morgen war, sagte Meyer: „Punktum, die Stina wird gefreit! Schön ist sie nicht, aber sie ist nicht pauvre und hat ein gutes Herz. Der Verwalter hat auch wohl etwas Baarum, aber er hat auch viele Kinder, „un väl Schwien maken den Drank dünn“,* und ein sicheres Brod kann er keinem geben.“ Er beschloß, es mit Stina und dem Alten noch heute richtig zu machen, denn es stand ja mit diesem höchst wacklig, und hatte er erst die Augen geschlossen, war's um die Jägerei ein mißlich Ding.

*) Viele Schweine machen den Fraß dünn.

Am nächsten Morgen blieb Meyer zu Hause, obgleich er wußte, Verwalters Lijett würde sich schier die Augen nach ihm ausgucken. Der Stina sagte er, heute fasse er keine Flinte an und setze keinen Fuß in's Holz, wenn auch der ganze Forst von Holz- und Wilddieben krimmele und wimmele. Denn das könne er nun und nimmer verantworten, vor keinem Menschen nicht, daß er sie mutterseelenallein mit dem kranken Vater zu Hause lasse, und wenn dem Kranken was passire — und wie leicht könne er seine Touren von gestern wieder kriegen, und mit einem Kranken sei es oft bald gethan —, so habe sie keinen Menschen um sich. Dabei war er freundlich gegen sie, das ging in's Blaue! Er lief ihr zur Hand, wo er ihr einen Gang abnehmen konnte, und hatte sie einen Wunsch, auf zehn Schritte Wegs errieth er ihn gewiß.

Nachmittag war herangekommen. Der Kranke lag in einem leichten Schummer. Stina saß neben dem Krankenbette, und Meyer war auch in der Stube. Der schien in höchster Aufregung zu sein und geberdete sich, als sei gar kein Kranker in nächster Nähe. Er schritt mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, als handle es sich um die Verfolgung eines angeschossenen Wildes, und setzte er sich einmal zur Abwechslung, so trommelte er allerlei Stücklein auf dem Knie und spitzte wie flötend den Mund dabei, so daß man's ihm ansehen konnte, welche wunderschöne Melodien er sich da hinzu dachte.

Nun, wir wissen's was den Jäger peinigte. Er

wollte ja mit der Stina reden, und nun wollt's absolut nicht über die Zunge. Alle Augenblick versuchte er zu sprechen, aber wie festgekeilt blieben ihm die Worte im Halse stecken. Endlich faßte er ein Herz, noch einmal nahm er einen herzhaften Anlauf, und diesmal gelang's. Er sagte ihr: wie lieb er sie habe, und daß ihm das Herz brechen müsse, wenn er nach dem Tode des Vaters ansehen solle, daß sie allein und verwaist dastehe und wohl gar von jedem Hans Narren gehänfelt würde — denn das sei einmal so, wo der Baum am niedrigsten, steige Jedermann über —, und wenn sie wolle wie er, so heiratheten sie sich und setzten des Vaters Wirthschaft fort; verstehe sich, wenn der franke Vater seine Einwilligung gebe, und sie selbst damit einverstanden sei. Geld und Gut habe er freilich nicht, aber ein Herz, das extra sei, und daß sie's gut bei ihm haben solle, darauf wolle er ihr Hand und Siegel geben.

Stina hörte ihn ruhig an, aber ihr Antlig war bleich, und ihre Glieder zitterten wie Espenlaub. Und als er geendet, eilte sie hinaus in ihre Kammer. Dorthin flüchtete sie sich immer, wenn's Herz ihr schwer war, dort hatte sie sich unzählige Mal ausgeweint und ausgebetet. Aber diesmal konnte sie nicht weinen, und beten erst recht nicht, obgleich das arme Herz zu brechen drohte. Das hatte sie nimmer und nimmer gedacht, daß ein Menschenkind sie trotz ihres unschönen Antlitzes lieb haben konnte. Und nun war's obendrein der Meyer, die grundehrliche Seele, wie sie dachte, der dem Vater sogar das Leben gerettet hatte. Da gestand sie sich, was sie sich nimmer zu

gestehen gewagt hätte, und das im Innersten ihrer Seele verborgen gehaltene Fünklein loderte hell auf zur mächtigsten Flamme und entzündete ihr ganzes Herz mit einer Liebe, wie sie der Apostel im Corinther-Briefe Capitel dreizehn beschreibt, und wie sie nur ein rechtes Christenherz haben kann, mit einer Liebe, die alles glaubet, alles hoffet, alles duldet, eine Liebe, die nie und nimmer aufhöret, in alle Ewigkeit nicht.

Und am Abend legte der todtkranke Greis Beider Hände zusammen und er sagte: „Gott segne Euch, meine Kinder!“ dann wandte er sich zur Seite und betete lange und innig für die Versprochenen, und der barmherzige Gott möge ihn doch noch eine vierzehn Tage leben lassen, bis er den Chrentag seiner Stina erlebt habe, dann wolle er sein Haupt gern zur Ruhe legen.

Nach vierzehn Tagen hatte der Gutsherr zu Allem seine Einwilligung gegeben. Die jungen Leute traten vor den Altar, und der Pastor fragte sie, ob sie sich Zeitlebens lieb haben und treu bleiben und nimmer scheiden wollten — und Stina sagte ja, und das kam aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens, und der junge Jäger sagte auch ja. Der alte Vater war nicht dabei, aber sein Herz daheim war erfüllt von Gebeten für seine Kinder. Und als sie zurückkamen, da legte er die zitternden Hände zum letzten Male auf ihre Häupter, und als er sie gesegnet, da sprach er: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!“ —

Acht Tage später senkte man auf dem Gottesacker

des nächsten Dorfes einen Sarg in die Gruft. Es war Vater Steffen, dessen müden Leib man zur Ruhe legte. Sanft und ruhig war er entschlummert, jetzt bettete man ihn an die Seite seiner längst verstorbenen Frau. So war sein Wunsch gewesen. — Zwei waren untröstlich über des alten Mannes Abscheiden. Stina, die meinte, der Schmerz müsse sie tödten und — der treue Waldmann, den tödtete der Schmerz. Zu dem neuen Herrn hatte er von vorn herein kein Zutrauen gefaßt, und nun verschmähte er Speise und Trank, bis man ihn hinter dem Hause im Garten verscharrte.

4.

Als Meyers Verlobung im Verwaltershause bekannt wurde, dachte der Verwalter: „Wetter! nun gehts gut! Einen bessern Jäger kann ich im Gute nicht wünschen, und mit dem läßt sich halb Part machen, und der Hasenmichel wird alle Hände voll zu thun kriegen.“ Anders dachte die Lisett'. Die sagte: das hätt' sie im Leben nicht geglaubt, daß der Meyer sich so wegwerfen und die Jäger-Stina freien würde; eine solche hätt' er alle Tage auf der Straße finden können. Aber er würde sein Theil schon kriegen, und das gönne sie ihm von Herzen, denn er hätt's verdient von wegen seiner Schlechtigkeit — und dann heulte sie, daß sie der Bock stieß. Sie schwur hoch

und heilig, wenn ihr der Jäger unter die Augen käme, nicht Wort noch Blick wolle sie ihm gönnen, und wenn er mit ihr anbinde, ganz gleich, im Guten oder im Bösen, so wolle sie ihn ablaufen lassen, daß er sein' Lebtag' daran denken solle.

Das Ablaulassen hatt' aber für's Erste gute Wege. Denn Meyer war nicht auf den Kopf gefallen und hatt's auf ein Haar weg, was er sich bei der Lisett eingebrockt hatte, und daß sie nicht sauber war und ein verteufelt klappisches Maulwerk hatte, wußte er auch. Darum hielt er sich in respectvoller Entfernung von der Lisett und hütete sich, mit ihr zusammen zu treffen. Er konnt's aber auch gut lassen und trug nicht das geringste Verlangen nach ihrem Umgange, so sehr er auch früher darauf veressen gewesen war. Die Stina genügte ihm völlig.

Man hätt's aber auch sehen müssen, wie diese ihm zur Hand lief. Mit welcher Freude kam sie ihm des Abends unter der Thür entgegen, wenn er müde aus dem Forste heimkehrte! Gesorgt hatte sie dann für ihn, wie einst für den alten Vater, ja fast noch mehr. Sein Abendbrod stand fertig auf dem Tische, Hausrock und Pantoffel lagen für ihn bereit, und war's kalt, harrte seiner in der heißen Asche auch wohl ein warmes Extra-Süpplein. Und wenn's ihm dann schmeckte, und er sich behaglich fühlte, dann schaute sie ihm mit den sanften, treuen Augen so glücklich in die seinen, daß es ihm linker Hand im Brustkasten ganz warm wurde. Er drückte sie an sein Herz und dachte: „Wie doch so'n Menschenkind glücklich sein kann!“ Und er nahm sich vor, jetzt solle es

anders werden. Er wolle ein Leben führen wie der felige Alte, und seinetwegen könnten der Berwalter und der Hasenmichel sein, wo der Pfeffer wachse, denn er werde sich nimmer um sie kümmern. Er mußte sich wundern, wie er die Lisett' habe früher so grausam hübsch finden können gegen die Stina. Ihre Augen blickten freilich ganz anders, als die der Stina; aber die Gluth drin kam ihm vor, wie die Gluth einer Feuersbrunst in schwarzer Mitternacht, unheimlich, wild und verwildernd; nicht wie das sanfte Licht der Gestirne auf dem blauen Grunde des Himmelzeltens, das — ein Bild des Friedens — den anheimelt, der's anschaut. Aber die Augen der jungen Jägerfrau leuchteten so, doch brannten sie nicht. Und sie leuchteten wie zwei Sterne tief hinein in des Jägers Herz — da ward es täglich ruhiger. Ihre Worte und Gebete fanden Eingang in dasselbe, und was er sich vermessen hatte, nämlich Stina zu befehlen, schien mit ihm zu geschehen.

Aber — Gott sei's geklagt! — was sind die guten Vorsätze eines Leichtsinrigen? Seifenblasen sind's, hervorgegangen aus Kindeshand, glänzend, himmelan strebend! Aber ein Lüftchen zerstört, ein Thautropfen zersprengt sie. Ja, wenn zwei Dinge nicht wären: unser gottloses Herz und die böse Welt! Nun aber ist, wie jener Mann sagt, der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert.

Der Berwalter und der Hasenmichel schienen Witterung davon zu haben, daß der Jäger nichts mit ihnen zu schaffen haben wolle. Sie ließen sich in langer Zeit nicht bei ihm sehen, und wer froh dar-

über war, das war Meyer. Denn im Grunde hatte er doch eine heillose Angst vor den beiden Menschen. Am meisten fürchtete er den Hasenmichel und dessen Ränke. Es freute ihn nur, daß der die drei Capitalhirsche schon weg hatte. Nun wären sie mit einander quitt, meinte er, und der Hasenmichel hätte von ihm Nichts zu fordern, als was er baar und nach der Taxe bezahlte.

Es war noch früh am Tage, als Meyer nicht weit vom Wege in einer Waldschneese einen Rehbock ausweidete, den er so eben erlegt hatte. „Holla! Herr Meyer — ein Wort!“ schrie plötzlich Jemand hinter ihm vom Wege her. Die Stimme kam ihm bekannt vor, aber sie verursachte ihm ein leises Frösteln über den Rücken. Er wandte sich um. Wer wars? Der Hasenmichel mit seinem Eselsfuhrwerke. Der Jäger erbleichte. Es war ihm etwa zu Muth wie dem gestellten Wilde, das keine andere Aussicht hat, als auf das Rohr des Jägers. Doch faßte er ein Herz und dachte: „Jetzt gilt's!“

Der Hasenmichel wartete noch einen Augenblick ruhig auf seinem Wagen. Als aber der Jäger keine Miene machte, zu ihm zu kommen, sprang er ab und trat an ihn heran.

„Endlich ist nicht ewig!“ sagte er und bot dem Jäger die Rechte. „Hab lange nach Euch geangelt. Wollte Euch nicht geradeswegs in's Haus laufen. Der Verwalter sagt, Ihr wäret mörderlich glücklich im Ehestande, Eure besten Freunde hättet Ihr vergessen können. Da fürchtete ich, Euch oder Eurem Weibe unpaßlich zu kommen.“

Der Jäger erwiderte Gruß und Händedruck lau und sah den Hausfurer mürrisch von der Seite an. Der aber stellte sich eine Stunde dumm und that als merke er Nichts. „Treff's ja allerliebft!“ jagte er. „Ein Rehbock thut mir juft nöthig und — mit Verlaub — ich nehme ihn mit.“

„Für Geld und gute Worte — ja!“ erwiderte der Jäger. „Der Bock ist seine vier Gulden unter Brüdern werth.“

Der Hasenmichel fluchte. „Herr Meyer,“ rief er, Ihr habt wohl die Papiere Eures Alten gefunden. Der konnte für den Gutsherrn nimmer genug zusammen sparen. Den Eckständer vom Gut hat er aber doch nicht mit gekriegt, wohl aber eine Schaufel voll Erde. Herr Meyer, juft so wird's Euch gehen! Nun, der Bock ist brandtheuer, aber ich behalte ihn! die Hälfte sind zwei Gulden.“

„Vier Gulden und keinen Dreiling billiger!“ jagte barsch der Jäger.

Der Hasenmichel trat einen Schritt näher und grinste ihn an. „Herr Meyer, nun seh' ich's, der Lüththeener Schulze hat Recht:“ „Morgenred' und Abendred' stimmen nicht immer,“ jagt er; und ich, Hasenmichel, jagt: „Die Maus in einer vollen Scheune schaut anders drein, als die in einer leeren.“ Im Banziner Krüge machet Ihr ein ander Gesicht als heute, und Eure Worte lauteten auch anders. Ihr gelobtet damals, mein Wildlieferant bleiben zu wollen, und nachher, hier im Forste, verspricht Ihr, mir das Wild immer für den halben Preis zu überlassen.“

Der Jäger fuhr ihn grimmig an: „Hasenmichel,

die Spizen seh' an Dein eigen Kleid. Du hast das versprochene Wild weg, und nun sind wir geschiedene Leute. Hier im Forste bin ich Herr, und ich rath' Dir's, laß mich nicht mein Hausrecht gebrauchen!"

Da lachte der Hasenmichel und wog die schwere Bierländerfaust so dicht wie möglich vor des Jägers Nase auf und nieder. „Bruderherz,“ sagte er, „ich hab's so gelernt:“ „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“ „Bei Euch trifft's umgekehrt zu. Euch hat er den Verstand genommen.“ Dann trat er noch einen halben Schritt vor, blickte den Meyer scharf an und sagte: „Kennt Ihr den Levi in Lenzen?“

„Was schert mich der Blutsauger von Jud'!“ erwiderte Meyer. Es sollte patzig klingen, kam aber nicht so ganz heraus, wie's sollte.

„Herr Meyer, Ihr habt Recht!“ sagte der Hasenmichel trocken. „Ihr fragt den Kuffkuß nach dem Blutsauger. Aber er fragt nach Euch. Wißt, was er mir neulich sagte? Er sagte:“ „Hasenmichel, kannst Du mir nachweisen den Jäger Meyer, so daß ich komme zu meinem Gelde, oder auch nur, daß ich ihm kann spielen einen rechtschaffenen Streich, von wegen weil er mich hat betrogen um mein Geld und ist gegangen heimlich davon — werde ich Dir geben drei Ducaten, holländische, die da sein vollwichtig und unbeschnitten.“ „Herr Meyer, Ihr heißt den Levi einen Blutsauger, und er ist's. Ein richtiger Zehnprocentiger ist er. Hat er Euch wieder in Händen, so genade Euch Gott! Und könnt Ihr ihm dann nicht gerecht werden, so ist ihm keine Nacht zu finster und kein Weg zu krumm, Euch bei Eurem Gutsherrn anzuschwärzen, und was Euer

Weib ist, die soll die Augen schon aufkriegen über Euer Leben von früher und jetzt. Ich rath's Euch, Herr Meyer, erzürnt Eure besten Freunde nicht!"

Als der Jäger sein Weib nennen hörte, erbleichte er. Er hinderte es nicht, daß der Hausirer das Reh vom Ast nahm und auf den Wagen trug. Als er das Wild aufgeladen hatte, sagte der Hasenmichel: „Herr Meyer, nehmt's nicht für ungut, daß ich Euch die versprochenen zwei Thaler nicht sogleich geben kann. Meine Kasse ist dünnleibig wie der schwindsüchtige Schneider zu Banzin. Bin ich wieder bei Kasse, soll Euch Euer Geld werden.“

„Geborgt wird nicht!“ erwiederte der Jäger. Es klang aber mehr kläglich als barsch.

„So nehmt's wieder vom Wagen,“ sagte der Hasenmichel ruhig. „Der Jude ist zwar ein Erzblutsauger, aber seine Ducaten sind vollwichtig und unbeschnitten.“

Meyer rührte sich nicht. Da schwang der Hausirer die Peitsche und rief: „Auf Wiedersehen! Besorgt zu nächster Woche einen Hirsch!“ — und fuhr seiner Wege. —

Es war des Hasenmichels starke Seite eben nicht, sein gegebenes Wort groß zu respectiren; aber diesmal that er's. Doch lauerte er dem Jäger nicht mehr im Forste auf, sondern ging ihm geradezu in's Haus. Dort bezahlte er auch von Zeit zu Zeit das erhandelte Wild, aber nur immer die Hälfte von dem, das er aus dem Forste abgeholt hatte. Der Stina gegenüber benahm er sich in der ersten Zeit manierlich, freilich nur kurze Zeit. Er wurde mit jeder Woche

unverschämter, und hatte der arme Meyer nicht bei den unbilligsten Forderungen sein Ja und Amen bei Hand, so führte er Redensarten im Munde, die Stina zwar nicht verstand, aber den Meyer ängstigten, sie möchte hinter den Sinn derselben kommen, und war er mit dem Jäger allein, so drohete er mit dem Levi. Da that Meyer Alles, um dem Hausirer den Mund zu stopfen. Und dennoch peinigte ihn eine unnennbare Angst, der Hasenmichel könne ihn verrathen, an den Juden oder — und das fürchtete er eben so sehr — an die Stina.

Das Sprüchwort sagt: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, und es ist ein wahres Wort. Aber man kann auch sagen: „Ungetheilter Schmerz ist doppelter Schmerz. Der Mensch muß sein Leid von sich klagen. Kann er's nicht, da beißt und nagt's im Herzen doppelt, darf er's aber nicht, ja dann brennt's drin zehn- und zwanzigfach. Der Meyer konnte sein Leid wohl klagen, der Stina nämlich, dem treuen Weibe, die von Kind auf die schwere Kunst des Leidtragens verstand. Aber er meinte, er dürfe es nicht, er werde sie unter die Erde bringen, wenn sie um sein Leben von früher und um seine sündigen Händel mit dem Hasenmichel wisse. Drum fühlte er sich auch so entsetzlich unglücklich, und er ward seines Lebens nicht mehr froh. Wenn er doch Jemand hätte, mit dem er über sein Unglück reden dürfte, dachte er oft, etwas leichter müßte das Herz ihm doch werden. Nach einem Freunde sehnte er sich, und der wurde ihm unvermüthet.

Meyer hatte nämlich seit seiner Verheirathung das

Verwalterhaus nicht wieder betreten, aber ganz konnte er den Umgang mit dem Verwalter nicht meiden. Der war doch immer als Stellvertreter des Gutsheerrn sein Vorgesetzter, und darum hatte er ihm bald dies und das zu berichten. Meyer hätte einen gewissen Bericht längst abstatten müssen, aber er brachte es nicht über's Herz, den Gang zum Verwalter zu wagen. Jetzt durfte er nicht länger säumen, es war die höchste Zeit. Da dachte er: „Denn hilft das nicht!“ und er biß in den sauren Apfel.

So wie er in die Verwalterstube trat, sprang die Lisett auf und rannte hinaus. Er blickte ihr mit erleichtertem Herzen nach, denn vor ihr eben hatte er die größte Angst gehabt. Der Verwalter hingegen war die leibhaftige Freundlichkeit selbst. Er hieß ihn sich setzen und machte ihm Vorwürfe, daß er seit seiner Hochzeit sich nicht einmal habe sehen lassen. Der Jäger entschuldigte sich mit vielen Arbeiten und sagte, der Verwalter hätt' ihn immer auch einmal besuchen können, denn vom Verwalter- bis zum Jägerhause sei's accurat so weit, als umgekehrt.

Außer dem Verwalter war noch ein junger Mann in Jägertracht in der Stube. Der Verwalter machte sie mit einander bekannt und sagte, der Fremde sei seit einigen Wochen in der Nähe als Gutsjäger angestellt und heiße Siefferßen. Meyer schüttelte die dargebotene Rechte des jungen Mannes und sagte: „Ist's Euch recht, so halten wir als Collegen Freundschaft mit einander.“ Der Siefferßen wars zufrieden, und sie gaben sich die Hand darauf.

In den nächsten Tagen besuchte Siefferßen den

Meyer, und sie wurden dicke Freunde. Freilich mit dem Verwalter war Meyer eben so gut Freund und verkehrte mit dem eben so oft, aber das that ihrer Freundschaft keinen Abbruch. Sie besuchten sich herüber und hinüber, und jedesmal begleitete Einer den Andern gewissenhaft auf dem halben Wege nach Hause zurück, oder gar noch ein Stücklein darüber hinaus. Und wenn sie in stiller Abendstunde auf dem einsamen Feldwege von vergangenem Freud und Leid plauderten, dann wurde dem Meyer das Herz voll und voller. Er konnt's nicht länger in sich verschließen, was ihn bisher im Stillen gepeinigt, und das er längst gern einem treuen Freunde geklagt hätt'. Und weil er den neuen Freund auch für einen treuen hielt, so schüttete er ihm sein angstbeladenes Herz aus, redete mit ihm von den Ränken des Hasenmichels und warnte ihn vor dem gottvergessenen Menschen. —

Eines Abends, es war im Anfange des Herbstes, saßen ihrer drei in der Verwalterstube: der Verwalter, der Hasenmichel und — der Sieffersen. Ach, das junge Blut hatte der Hasenmichel ja längst in seinen Klauen, und seine Warnungen hätte Meyer sparen können.

„Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter!“ rief der Hasenmichel und zählte dem Jäger eine Summe Geldes auf den Tisch. Der strich das Geld ohne viel Zählens ein. Dann ließ der Hausfurer vor dem Verwalter eine lange Reihe blanker Thaler aufmarschiren. Dieser zählte bedächtig nach, holte aus dem Wandschränke einen Kasten und strich das Geld langsam hinein. Als er den Schrank geschlossen hatte,

setzte er sich zu den andern. „Das war das!“ sagte er. „Um auf ein ander Capitel zu kommen — Hasenmichel, wie steht's mit unserm Meyer hier?“

„Brächtig!“ war die Antwort. „Alle vierzehn Tage muß er eine schöne Ladung Wild für den halben Preis herabrücken.“

„So sind wir geborgen!“ rief der Verwalter. „Ich trug Sorge genug, daß er's wie der alte Steffen machen würde, den ich immerfort fürchten mußte. Und der Meyer hätte mir viel verderblicher werden können, denn er hat mir in die Papiere geguckt. Er könnte kapabel sein und mich bei der ersten besten Gelegenheit dem Gutsherrn verrathen. Nun aber soll er's bleiben lassen.“

„Das läßt er! Ich hab' ihn fest, und was Teufel hat, das giebt Teufel nicht wieder 'raus!“ frohlockte der Hasenmichel.

„Zubilirt nur nicht zu früh, denn die Hennen, die früh am Morgen gackern, legen Windeier“ — fiel ihnen Sieffersen in's Wort. „Er hat mir die Geschichte erzählt. Hasenmichel, Ihr droht ihm immerfort mit dem Levi, und er ist in ewiger Angst vor dem Juden. Er hat's aber im Sinn, bei seinem Kaufmann in der Stadt gegen Zins eine Summe anzuleihen, womit er dem Juden den Rachen stopfen will. Dann, Hasenmichel, braucht er Euch nicht mehr zu fürchten, und er hat geschworen, keine Klaue sollt Ihr dann von ihm haben.“

„Das wär der Tausend!“ rief der Hasenmichel. „Da haben wir die Bescherung! Verwalter, nun rathet! Den Meyer verlier ich um alle Welt nicht.“

„Wenn Du nicht rathen kannst, Hasenmichel, wer soll dann rathen?“ sagte der Verwalter kleinlaut.

Der Hasenmichel schaute eine Zeitlang in Gedanken vor sich hin. Plötzlich sprang er auf und rieb sich die Hände. „Verwalter, ich hab's!“ jubelte er. Aber Ihr müßt's Beste bei der Sache thun, oder besser noch, wenn Herr Sieffersen das Ding übernimmt, denn uns Beiden traut er nicht.“ Die drei rückten zusammen, und die Berathung begann. Und was war der Erfolg derselben? Im Verlaufe der Geschichte werden wir's sehen.

Wenn Meyer den Freund heimbegleitete, so führte sie ihr Weg am Verwalterhause vorbei. Sieffersen ging niemals vorüber, ohne dem Freunde drin eine „Gute Nacht“ gewünscht zu haben. Anfänglich wartete Meyer draußen auf seine Rückkehr, später trat er mit ein, und Sieffersen machte seinen Abschied kurz. Aber der Verwalter ward nicht müde, sie jedes Mal zum Sitzen einzuladen. Thaten sie's nicht, so stellte er sich erzürnt und sagte, damit nähmen sie seinem Hause die Ruhe. Da ging's nicht anders, sie setzten sich; in der ersten Zeit freilich nur ein knappes Viertelstündchen, daraus aber ward später ein Stündlein und schließlich eine richtige Stunde.

Am Abend nach jenem Gespräche begleitete Meyer den Freund wieder heimwärts und sie gingen wie immer bei dem Verwalter vor. Der hatte Besuch. Er saß mit einem benachbarten Collegen beim Kartenspiel.

Meyer stuzte beim Anblick der Karten.

„Sieh, sieh!“ sagte Sieffersen, „giebt's im Verwalterhause auch Karten?“

„Eine Partie Sechs-und-sechszig, und geht umsonst,“ erwiederte der Verwalter. „Für Geld spiele ich nicht gerne. Aber es ist hübsch, daß Ihr kommt, nun spielen wir eine Partie Solo oder Schafskopf. Lisette soll Bohnen bringen.“

Die Bohnen wurden gebracht, die Stühle an den Tisch gerückt, und Sieffersen setzte sich ohne Umstände. Meyer zögerte noch. „Nun, alter Freund, willst Du Dich noch nöthigen lassen?“ rief Sieffersen. „Deine Frau wird Dich ja nicht gleich die Ruthe schmecken lassen, wenn Du einmal ein paar Minuten später kommst, als Du von ihr Erlaubniß hast.“

Meyer sah den höhnischen Blick, den die Lisette bei dem Worte des Freundes auf ihn warf. Er fühlte, wie er über und über roth wurde. Eh er sich dessen versah, saß er am Tische. Der Verwalter warf dem jungen Jäger einen triumphirenden Blick zu. Die Karten flogen herüber und hinüber — und als nach einer Stunde die beiden Jäger aufbrachen, sagte Meyer zu dem Freunde: „'s hat mir unbändig Spaß gemacht, und wenn's umsonst geht, spiel ich nächstens wieder ein Stündchen. Der Stina aber sagte er, er habe den Freund heute ein Stück Weg's weiter gebracht, als gewöhnlich, von wegen weil sie so grausam im Gespräch vertieft gewesen. Und das war die erste Lüge, die er dem Weibe in's Gesicht sagte.“

Von nun an waren die traulichen Dämmerungs-Abende dahin, die den Meyer an der Seite seiner Stina so glücklich gemacht hatten, und die unser Herr-

gott so recht für deutsche Familien geschaffen hat und darunter besonders für die Armen. Wie redet's sich im Zwielichte nicht so traulich. Da schließen die Herzen sich enger an einander, fühlen inniger das Wohl und Wehe Anderer; und was sie selbst bewegt, davon geht der Mund leichter über als am Tage. Der Meyer war jetzt des Abends selten im Hause. Begleitete oder besuchte er den Freund nicht, so gab er vor, im Forste sein zu müssen, wo nach seinen Behauptungen die Holz- und Wildddiebe zum Erschrecken überhand nähmen. Daß er aber jeden Abend im Verwalterhause war, sagte er nicht, und daß es die Karten waren, die ihn dahin zogen, verschwieg er erst recht.

Aber um Bohnen wurde längst nicht mehr gespielt: der Verwalter hatte vorgeschlagen, eine Kleinigkeit einzusetzen, einen Dreiling etwa. Dadurch würde Keiner arm, wohl aber das Spiel anziehender und kurzweiliger. Damit waren Alle einverstanden gewesen, und der Meyer besonders. Ja, der fand gerade den größten Wohlgefallen am Spiel, denn er war ein Glücksvogel und gewann jeden Abend.

Wenn's auch nur um einen Dreiling ging, deren ein Thaler 192 Stück zählt, so dauerte es doch nicht gar lange, als Meyer eines Abends beim Zu-Hausegehen dem Freunde sagte: „Heute habe ich im Ganzen just zwei Thaler gewonnen.“

„Kein Wunder, wenn's Glück den Menschen sucht!“ war die Antwort. „Du hast ja noch keinen Abend verloren.“ Plötzlich stand er still, schaute Meyer scharf an und sagte: „Was dünkt Dich, wenn Du statt

der 384 Dreilinge eben so viele Schillinge oder gar so viele Mark oder Thaler gewonnen hättest? Sapperlot! Da könntest Du dem Lenzener Juden den Bucherrachen stopfen, und der Hasenmichel könnte Enten vom Teiche pfeifen, wenn er Dir was anhaben wollte; und zwicken würde ich ihn beim Wildhandel, daß es so eine Art hätte.“

Meyer erwiderte Nichts, aber Siefferssen sah's deutlich im Scheine des Mondlichtes, wie sein Gesicht zusammenzuckte. Darum faßte er frisch nach, denn er dachte: „Man muß das Eisen schmieden, wenn's warm ist.“ — „Denke,“ fuhr er fort, „wenn wir einen Abend eine Hand voll Geld daran wagten, und Du hättest Dein altes Glück! Im Handumdrehen wärst Du Deine Sorgen los. Nicht meinethwegen rathe ich Dir's, mir kann's ja egal sein. Aber ein Stück meines Lebens gäbe ich drum, wenn Du von Deiner Angst befreit wärst.“

Bierzehn Tage später saß in später Mitternachtsstunde die Spielgesellschaft wieder beisammen, die beiden Verwalter und die beiden Jäger, aber nicht in der Wohnstube des Verwalterhauses, sondern in dem kleinen Hinterstübchen desselben. Auf dem Tische lagen keine Bohnen, auch keine Dreilinge und Schillinge, sondern blanke Gulden und harte Thaler, vor Jedem ein Haufe, und vor dem Meyer der größte. Dessen Augen funkelten, und seine Hände zitterten. Von Zeit zu Zeit raffte er eine Hand voll Geld an sich. Nicht weit von ihm saß die Lisett' und schaute begierig dem Spiele zu. Ab und an warf er ihr einen glücklichen Blick zu, und als der Haufe vor ihm zu

groß ward, und er eine Hand voll Thaler in die Tasche schob, da warf er ihr den blanksten in den Schooß, den sie lachend zu sich steckte.

Als nach beendigtem Spiel die beiden Jäger aus dem Verwalterhause traten, klopfte Meyer dem Freunde auf die Schulter. „Bruderherz, „sagte er, „Dein verlorenes Geld erhältst Du wieder und noch eine Hand voll obendrein. Der Meyer ist kein Lump gegen seinen besten Freund. Nur schade, daß erst nach drei Tagen wieder gespielt wird.“

Und wieder sitzen die Spieler, nein die Spielteufel, in der Spielhölle des Verwalterhauses. Vor jedem liegt ein Haufe Geldes, diesmal aber vor Meyer — der kleinste. Ja es war nicht einmal ein Haufe, nur ein paar Thaler waren's noch. Und Meyers Augen glänzten nicht wie damals, sein Antlitz war nicht geröthet vor freudiger Aufregung, seine Witze sprudelten nicht. Stier blickte er auf die Karten, seine Wangen waren bleich, seine Lippen geschlossen. Nur seine Hände zitterten wie damals, aber — vor Angst. Noch einmal flogen die Karten auf den Tisch — und der Verwalter strich die letzten Thaler des Jägers ein. Da schlug Meyer auf den Tisch, daß es krachte und schrie: „Verwalter, wie stehts mit meinem Credit? Leih' mir 10 Thaler.“

Der Verwalter schob ihm kalt die verlangten zehn Thaler hin. „Wenn's hundert sein sollten — mit Vergnügen!“ sagte er trocken und prüfte die Karten, die er so eben in der Hand hielt. Aber die zehn Thaler waren ein Tropfen auf glühendem Eisen — die drei Mitspieler wußten warum.

Meyers Glück war von nun an verschwunden. Wohl gewann er auch einmal wieder, aber er war und blieb der Schuldner des Verwalters und ward es mit jeder Woche mehr und mehr. Und wodurch suchte er die Schulden abzutragen? Darnach brauchte man nur das edelste Wild und die besten Stämme im Forste zu fragen, und so oft der Hasenmichel kam, so oft fand er, was er begehrte, und er stand sich so gut dabei, wie die Städter, die so manchen Prachtbaum um einen Spottpreis aus dem Forste heimführten.

Das war der Rath des Hasenmichels an jenem Abende gewesen, und jetzt war der Rath zur That geworden. „Der Meyer ist ein Erzspieler“ hatte er gesagt. „Ich weiß es, Verwalter, dort im Hinterstübchen spielt Ihr oft mit Euren guten Freunden um hohe Summen. Zieht den Meyer zu Euch heran. Unglück hat er im Spiel, denn seine Schulden beim Levi sind Spielschulden. Er borgte von dem Wucherer um den höchsten Zins ein Stück Geld nach dem andern, das er nachher im Kartenspiel wieder zusetzte. Hat der Meyer erst eine Karte angefaßt, so ist er mit Haut und Haaren der Alte, verspielt Gut und Berücke und kümmert sich kein Spierchen um Schuldenabtragen.“

So war's auf ein Haar gekommen, und der Jäger war vollständig in den Händen des Verwalters und des Hasenmichels. —

In dem engen Stübchen des Jägerhauses aber saß Eine, der wollten Gram und Leid schier das arme Herz brechen. Stina war an der Seite ihres Mannes

so unendlich glücklich gewesen; — ach, um so bitterer schmeckt ja der Bermuthskelch des Jammers, zumal wenn er von einer Hand gereicht wird, die man so unaussprechlich lieb hat. Ein Weh durchschnitt ihr Herz, wenn er oft so kalt an ihr vorüber ging, und er ward täglich eifriger. Dabei war er wüth und roh gegen seine Umgebung, und seine wilden Jägerflüche konnten einem Christenmenschen die Haare zu Berge treiben. Umsonst war's, daß sie die Beweise ihrer Liebe verdoppelte. Und ob sie ihm noch so freundlich entgegenkam, noch so zärtlich für ihn sorgte, er sah es alle Tage weniger; und für die Thräne, die so oft an ihren Wimpern zitterte, hatte er vollends kein Auge. — Am Tage war er im Forst, und des Abends war er nimmer zu Hause. Dann saß das unglückliche Weib im Stübchen, und der Gram zernagte ihr Herz. Sie ahnte, daß ein bitteres Herzeleid über sie hereinbrechen werde, ahnte, von wo und von wem es komme. Und doch hatte sie nicht den Muth, durch Nachforschungen sich Gewißheit über das Treiben ihres Mannes zu verschaffen. Nur einmal wagte sie, ihm Vorstellungen zu machen, nachher that sie's nicht wieder. Sie sah ein, Alles war nutzlos.

Er war nämlich in später Nacht zu Hause gekommen, erregt und erhitzt. Und wie sie ihm da die Hand zum Gruße geboten, und ihr engelmildes Antlitz in seine wilden Augen geschaut, da hat sie's nimmer verwinden können. Was ihr im Herzen gebrannt, das hat sich nicht zurückhalten lassen wollen, und ihre Thränen sind geflossen, wie sie eine arme geängstigte Menschenseele nur vergießen kann. Und als sie sich

satt geweint, da hat sie's ihm gesagt, er sei nicht mehr wie gestern und ehegestern, und er sollte sich von dem Berwalter zurückziehen und mit dem Hasenmichel nichts zu schaffen haben wollen; denn sicher brächten die beiden Unglück über sie. Da hat der Meyer ernst und verlegen drein geschaut, dann hat er sie geküßt und gesagt, sie schaue doch auch zu schwarz; der Berwalter sei so uneben nicht, und das könne sie doch nicht verlangen, daß er sich in allen Stücken nach dem seligen Alten richte, denn da würde er allewege zu kurz kommen. Wenn sie's wünsche, wolle er des Abends gern zu Hause bleiben. Da hat das treue Weib ihn umschlungen und mit den treuen Augen ihm so bittend in die feinen geblickt, und gesagt, ach ja, das solle er thun, dann wäre sie wieder glücklich. Das hat er zugesagt, und vielleicht hat er's ehrlich gemeint, denn er war den ganzen Abend gar freundlich gegen sie. Aber als am nächsten Tage das Abendroth kaum verglommen, da saß er wieder beim — Berwalter. Die Stina war wieder im öden Jägerhause allein. Ihre Thränen waren ihres Herzens Erleichterung, ihr Gebet war ihr Trost. Aber so wund das Herz auch war — kein Fluch kam über ihre Lippen wider den Berwalter und den Hasenmichel. —

Ja, wenn's diese Beiden allein nur gewesen wären! Aber schlimmer als der Hasenmichel und der Berwalter war — die Lisett. Die war's, die den Jäger auch an den Abenden, wenn nicht gespielt wurde, aus seiner Hütte in die Berwaltermohndung trieb. Die hatt's ihm angethan.

Anfangs hatt' sie zwar gemault; kurze Zeit aber nur. Dahin kam es nicht, wie sie's sich vorgenommen, ihm gründlich den Marsch zu blasen. Und im Umsehen waren sie wieder so dicke Freunde, daß kein Mensch geahnt hätte, wie grausam falsch die Lisett dem Jäger gewesen war. Mit der alten Freundschaft aber kamen auch die alten Gedanken zurück. Wenn er doch die Lisett statt der Stina geheirathet hätte, dann wäre er doch ganz anders glücklich gewesen, sagte Meyer sich oft im Stillen. Dabei fielen ihm seine Schulden ein, die er bei dem Verwalter gemacht hatte, daß die ihm dann lange so wüchtig nicht auf der Schulter gelegen haben würden, ja er sie vielleicht gar nicht gehabt hätte. Und — das heißt, die Schulden sorgen abgerechnet — accurat solche Gedanken hatt' auch die Lisett'. Erst freilich selten, aber sie kehrten zurück, öfter und öfter. Das Sprüchwort sagt: „Wesh das Herz voll ist, geht der Mund über“ — und an einem schönen Mondscheinabend, da sie in traulichem Gespräche im Garten auf- und niedergingen, offenbarten sie sich gegenseitig ihres Herzens Geheimnisse.

Von diesem Augenblicke an hatt's die arme Stina nimmer gut. Die alte Jägerwohnung, sonst eine Stätte des Friedens und des häuslichen Glücks, erdröhnte von rohen Jägerflüchen und bitterm Schimpf- und Spitzreden. Nichts, gar nichts machte sie ihrem Manne zu Dank, und was sie auch that und anfaßte, zu mäkeln wenigstens hatte er immer. — Das arme Weib konnt's jetzt ein Glück ansehen, daß er selten daheim war. Mit Sonnenaufgang verließ er das Haus, und in später Nacht erst kehrte er zurück —

freilich oft, um noch stundenlang zu rumoren. Dabei machte die Arme bald zu ihrer Angst die Entdeckung, daß es nicht selten der Geist des Geföff's war, der aus ihrem Manne tobte. Und in einer solchen Stunde war's, da er das erste Mal zu dem verfluchtesten aller Bubenstreiche die Hand ausstreckte und sich an dem eigenen Weibe vergriff.

Ich sage, zum ersten Male"; denn er hat die Hand noch oft wieder sie aufgehoben, und das arme wehrlose Weib hat's über sich ergehen lassen müssen. Ihre Gebete und Thränen hatte sie reichlich, sonst Nichts. Mit Angst gedachte sie der Rückkehr ihres Mannes, wie zitterte sie, wenn der Abend hereinbrach. Dann ward das Haus ihr oft zu enge, und sie lief über Feld an das Grab ihres Vaters. Und wenn's in später Abendstunde dort hinter dem Fliederstrauche seufzte und flüsterte, so lief wohl ein Furchtsamer schneller an der Kirchhofsmauer vorüber, die weil's ihm grüselte — aber es war die Stina, die betete die siebente Bitte: der liebe Gott möge ihr doch ein seliges Ende bescheren und mit Gnaden aus diesem Jammerthal zu sich nehmen in den Himmel. Sie dachte, da wäre ihr doch so schön geholfen, sie wäre dann glücklich, und ihrem Manne auch, der wäre dann nicht mehr unglücklich. Denn unglücklich, sagte sie sich, müsse er sich doch bei ihr schrecklich fühlen, sonst könne er sie nimmer so behandeln; er sei doch von Haus aus nicht schlecht und nur von dem Berwalter und dessen Dirnen verführt. Hinterher aber kam ihr freilich allemal der Gedanke, wie es mit seiner armen Seele werden solle, die müsse doch durch den Umgang

mit der Lifett vollend's verkrüppeln und verkümmern. Und während der Unmensch bei der feilen Dirne saß und Ränke schmiedete, wie er am besten und mit guter Manier von der Stina abkäme, bewegte diese nicht selten heiße Gebete für sein Seelenheil in ihrem angstvollen Herzen.

In der letzten Zeit hatte er's schlimmer denn je gemacht. Stina dachte, nun müsse unser Herrgott doch einmal ein Einssehen thun, so halte sie's nicht länger aus. Da kam Meyer eines Abends früher als gewöhnlich zu Hause und — wie es schien — auch ruhig. Stina brachte ihm sein Abendessen; aber er sagte, er sei nicht gekommen um zu essen, er wolle vielmehr mit ihr reden. Er wolle ihr nur gerade heraus sagen, von wegen ihrer Häßlichkeit könne er sie einmal nicht ausstehen. Das Beste sei, sie ließen sich scheiden. Ihr Zugebrachtes möge sie gerne behalten, und wenn sie eine Kleinigkeit beiher verdiene — und das Nähen und Waschen verstehe sie ja aus dem Fundamente —, so könne sie ganz gut leben. Aber den Jägerdienst müsse er behalten, und das könne sie nur bewirken. Sie solle sich vor dem Gerichte mit der Scheidung einverstanden erklären und den gnädigen Herrn bitten, daß er ihm den Jägerdienst lasse. Er wisse recht gut, welch einen Stein sie von dem Vater her bei dem Gutsherrn im Brette habe, und wenn sie's nicht thue, müsse er vom Gute. Ob sie's nun wolle oder nicht. Sonst . . . er sprach nicht weiter, aber einen Blick warf er ihr zu, aus dem Alles zu lesen war, nur kein Quentlein Gutes. Stina sagte Alles zu, und die Scheidungsflage begann.

Wäre das nun zu unsern Zeiten gewesen, so hätte es der Jäger mit seiner Ehescheidung nicht weit gebracht. Man wäre vielleicht gar hinter seine Pfiffe und Schliche gekommen, und ihn und seine Liebenschaft hätte man Mores gelehrt — in Nummer-Sicher nämlich. Aber dazumal waren die Leute hier zu Lande barmherziger, als heut zu Tage. Sie meinten, unser Heiland sei doch gar zu hart gewesen, daß er die Ehescheidungen fast ganz untersagt habe. Und wenn es sich nach der Hochzeit herausstellte, daß die jungen Eheleute nicht glücklich mit einander lebten, weil der eine Theil weniger Vermögen eingebracht, als der andere erwartet hatte, oder weil der eine der Gatten fand, mit Dem und Dem oder mit Der und Der müsse sich in der Ehe ein viel prächtiger Leben führen lassen, oder was der nichtsnutzigen Gründe mehr sein konnten — so sagten die mitleidigen Seelen von Nichtern, es sei besser, sie würden geschieden, als daß man sie Zeitlebens unglücklich sein ließe, und dann kostete es die zu Scheidenden noch ein paar Thaler, und die Scheidung war gethan, und die Geschiedenen liefen aus einander, wie das liebe Vieh nämlich, nur nicht so friedlich und mit dem bittersten Groll in den Herzen.

Und richtig! nach einem Vierteljahre sprach der Jäger zur Lisett', als sie sich eines Tages so grausam lieb hatten: „Nun soll's nicht mehr lange dauern, so bin ich von der Stina ab, und Du wirst mein liebes Weib.“

Das wäre auch richtig so gekommen, d. h. wenn

unser Herrgott nicht gewesen wäre und der Gutsherr auch nicht.

„Dieser — ich meine den Gutsherrn — hatte dem Verwalter längst nicht mehr getraut. Er verließ sich aber auf den seligen Steffen und dachte, der würde ihn schon so viel im Schach halten, daß er's nicht gar zu bunt machte. Wie der Alte aber die Augen zugethan hatte, da wollte es dem Herrn vorkommen, als gehe es auf seinem Gute tagtäglich wunderlicher her. Im Frühjahr hatte er das Gut besucht, da war es eine Lust gewesen, die junge kräftige Saat zu sehen, und im ganzen Lande war die Ernte, eine gesegnete gewesen, wie lange nicht — und dennoch war nach des Verwalters Berichten und Rechnungsablage die Ernte auf seinem Gute eine mittelmäßige gewesen. „Stroh die schwere Menge, aber das Korn spottschlecht lohnend,“ hatte er geschrieben. — Von dem jungen Jäger hegte der Gutsherr von vorn herein die beste Meinung. Einen Taugenichts, dachte er, würde der alte Steffen doch nicht zu seinem Schwiegersohne ausgesucht haben, und wer die nicht schöne, aber herzengute und fromme Stina zum Weibe nehme, könne nun und nimmer der schlechteste sein. Diese vorgefaßte gute Meinung bekam aber einen bösen Stoß, als der Jäger mit einem Antrage auf Scheidung angeschneit kam. Er sah, daß auf diesen erst recht kein Verlaß sei und sagte: „Selbst ist der Mann!“ — ließ seinen Schimmel satteln und trat die Reise nach der Heimath an.

Etliche Stunden vor derselben begegnete ihm sein Gutsweber. Der alte Mann im Kittel sprang hoch

auf vor Freuden, als er plötzlich vor seinem gnädigen Herrn stand. Derselbe reichte seinem alten Gutsinassen die Hand, denn damals waren die Zeiten noch so —, und dem alten Weber leuchtete die leibhaftige Freude aus dem gefurchten Antlize. „Herr“ sagte er, „diesmal kommt ihr wie gerufen. Ich glaub's fest, unser Herrgott hat Euch geschickt, und mir altem Manne wird der weite Weg nach Lübeck erspart.“

„Nach Lübeck? fragte der Herr erstaunt.

„Ja Herr, nach Lübeck, und zwar zu Euch. Ach Herr, es ist jekund eine Heidenwirthschaft auf Euren Gute, seitdem der alte Jäger, Gott hab' ihn selig, unter der Erde ist. Der junge Jäger hat ja Stefens Stina gefreit? Nun hält er's mit der Verwalter-Lijett' und will die zum Weibe nehmen. Herr, die arme Stina hat er behandelt, das sei Gott geklagt! Ich sage zu meiner Alten: „Mutter,“ sage ich, „die Stina wird anjekt gottsjämmerlich schlecht aussehen, man kann ihr's A-B-C durch die Backen lesen. Wenn sie's bei ihrem Manne nur gut hat. Da packte ich ihr auf und fragte sie, wie's ihr gehe. Sie sagte: „Gut!“ aber mit einer Stimme, die schnitt mir durch's Herz. Herr, ich kenne die Stina, sie sagt einmal von keinem Menschen kein Schlechtes nicht.“ Mit einem Male munkelt's im Dorfe, der Meyer behandle die junge Frau schlecht, denn, er halte es mit des Verwalters Lijett', dann, er wolle sich scheiden lassen. — Gestern Abend kam ich spät über Feld — ich hatte Arbeit nach Goldenbohm zur Gutsherrschaft gebracht, für die ich diesen Weihnacht schon 21

Jahr webe; meine Schwester diente damals als Stubenmädchen bei der gnädigen Frau dort, und die verschaffte mir die Hofarbeit —, da sehe ich im Mond-
scheine, daß Jemand vor mir aufschrägelt. Wer das ist, denke ich, hat auch die Nase zu tief in's Glas gesteckt. Wer ist's? Der Jäger! „Halt still!“ denke ich und schleiche ihm nach. Er ist noch nicht in der Stube, da tobt er schon. Und wie ich in's Fenster seh, da sagt er just: „Betschwester Du, hat der Teufel Erbsen auf Dir gedroschen, kann ich Dich auch dreschen!“ und damit schlägt er ihr ins Gesicht, daß ich denke, das Blut solle davon spritzen. Sie schrie leise auf und lief aus der Stube. Herr, ich dachte, das Herz im Leibe solle sich mir umkehren! Ihr wißt's ja auch, daß sie die Pockennarben um meinetwillen trägt, die hat sie sich aus meinem Hause geholt.“ Der alte Mann schwieg, ihm versagte die Stimme. Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „Als ich zu Haus kam, sagte ich zu meiner Alten: „So soll's nicht länger gehen! Morgen gehe ich nach Lübeck und erzähle Alles dem gnädigen Herrn. Und die sagte: Ja Vater, geh mit Gott!“ —

Den selben Abend saß der Jäger, wie gewöhnlich des Abends, neben der Lisett', drückte ihr die Hände und plauderte mit dem Verwalter. Da klopfte Jemand an die Thür und herein trat — der Gutsherr. Der Verwalter fuhr steil in die Höhe. „Gnädiger Herr!“ rief er aber etwas kurzpustig und mit unsicherer Stimme. Der Herr blickte in der Stube umher, als suche er noch Jemand. Da gewahrte er den Jäger neben der Lisett. „Aha!“ sagte er, „der

da ist wohl der neue Jäger? Das ist gut! Erst will ich einen Blick in die Wirthschaftsbücher thun, dann, Jäger, zeigst Du mir die Deinen. Bis dahin bleib nur hier. Bin ich fertig, gehen wir zusammen in die Jägerwohnung.“ Der Verwalter dachte, ihn solle der Schlag rühren, und dem Jäger war's auch nicht spaßig ums Herz. Es half aber nichts, die Papiere wurden durchgesehen. Es sah aber sauber darin aus, etwa wie zwei mal vier und zwanzig Stunden vor dem ersten Schöpfungstage auf der lieben Gotteserde. Und als der Herr fertig war, schaute er eben nicht freundlich drein, und die Aussichten, die er dem Verwalter mit einem Seitenblick auf den Jäger eröffnete, reichten just bis Dömitz, und dort stand das Zuchthaus.

Es war unterdeß spät geworden, und die Bücher des Jägers konnten nicht mehr durchgesehen werden. Der Herr befahl dem Jäger, zum frühen Morgen Alles in Bereitschaft zu halten, er werde sich zu rechter Zeit im Jägerhause einfinden.

Der Jäger schlich in seine Wohnung, aber getobt hat er diesmal nicht. Er war furchtbar geknickt und geschlagen. Er hatt's dem Herrn angesehen, daß der nimmer seine Partie ergreifen würde, auch wenn Alles bei ihm in größter Ordnung sei. Nun aber waren seine Sachen um Nichts besser in Ordnung als beim Verwalter, und er wußte, ihm blieb nichts Anderes übrig als das Zuchthaus oder die Flucht und damit Aussicht auf eine lebenslängliche Wanderschaft. Er erwählte das Letzte — aber Abschied von seinem Weibe mußte er nehmen. Er trat zu ihr an's

Bett und erzählte ihr das Vorgefallene. Jetzt seh' er's ein, sagte er, daß er schlecht gegen sie gehandelt habe. Dafür erhalte er seine Strafe. Jetzt müsse er fort, fort in die Welt. O, er wisse, es werde ihm von nun an entsetzlich traurig gehen — aber sie solle ihm doch keinen Groll im Herzen nachtragen. Stina weinte und wollte ihn trösten, aber er wartete keine Antwort ab. Er ergriff den Wanderstab, die Flinte und Jagdtasche. — und fort ging's in die dunkle Herbstnacht hinein.

Als am nächsten Morgen der Gutsherr in die Jägerwohnung trat, kam ihm Stina weinend entgegen. Sie berichtete ihm von der Flucht ihres Mannes. Und als der Herr sich nach dem Verwalter umsah, hatte auch der sich auf- und davon gemacht.

Der Herr war froh, daß er die beiden Spitzbuben los war.

Ich will's nur im Voraus sagen, von dem Verwalter hat man nichts wieder gehört. Er ist verdorben und gestorben. Seine Töchter — die Frau war längst todt — vermietheten sich, wozu man sie gebrauchen konnte; aber sie waren nicht zu gebrauchen, besonders die Lisett' nicht. Es ging ihnen wie dem Vater. Sie kamen herunter, und die Lisett ist im Glende verkommen.

Stina beehrte nicht länger im Waterhause zu wohnen. Sie verkaufte ihre Habseligkeiten und miethte sich im nächsten Kirchdorfe — dort schließ ja der Vater — ein Stübchen. Einen Nothschilling verdiente sie mit ihrer Hände Arbeit, und der Gutsherr gab ihr alljährlich ein kleines Gnadengehalt.

Dieser wollte auch die Scheidungsklage fortsetzen, aber Stina sträubte sich dagegen. Sie sagte, wieder verheirathen wolle sie sich ja nicht, wozu also unnöthige Kosten machen.

So hätte Stina ein zufriedenes, sorgenfreies Leben führen können. Aber sie konnte ihren Mann nicht vergessen, und die Sorge um ihn ließ sie nicht froh werden. Und wenn die Herbststürme ihre Wohnung umheulten, oder der Winterschnee unter den Füßen schrie, oder wenn die Hundstagssonne glühend heiß herniederbrannte — immer dachte sie, wo der Fuß ihres armen Mannes wohl weile und bat Gott, Er möge ihn doch vor zu großem Ungemach bewahren. Und wenn sie den Morgen- oder Abendsegen las, oder in die Kirche zur Predigt oder zum heiligen Abendmahl ging, immer gedachte sie der armen Seele ihres Mannes und bat heiß und innig um ihre Rettung.

5.

Es war am dritten Sonntage nach Trinitatis. Vom Kirchturme herab klangen die Glocken ernst und feierlich in's Dorf und in die Christenherzen hinein. Da saß in der niedrigen Stube der letzten Dorfhütte an einem gebrechlichen, aber sauberen Tische eine ehrwürdige Greisin. Sie konnte in den Sechszigen sein, das Haar war weiß, die Wangen waren

gefurcht, aber frisch und geröthet. Sie saß vor dem Evangelienbuche und las andächtig das Evangelium des Tages. Den Schluß las sie laut und bewegt: „Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“ Sie faltete die Hände und blickte träumerisch durchs Fenster. In ihrem Auge zitterte eine Thräne. „Ob er wohl Buße gethan hat?“ sagte sie leise. „Ich glaub's, ja ich glaub's. Unser Herrgott wäre ja kein barmherziger Gott, wenn er mein Gebet, das ich über dreißig Jahre hindurch Tag und Nacht gebetet habe, nicht erhört hätte. Vielleicht ist er längst bei Ihm und hört selbst, wie ich täglich für ihn bete. Vielleicht lebt er noch“ — — sie hielt inne. „Ach da möcht ich ihn noch einmal sehen“, fuhr sie fort. „Früher betete ich noch darum. Aber mir träumte ja, er sei todt, und da stellte ich's ein, denn ich hielt den Traum für einen Wink von Gott. Für seine arme Seele jedoch hab' ich fort gebetet.“ Eine mächtige Sehnsucht stieg in ihrem Herzen auf. „Wenn er noch lebte und ich ihn sehen dürfte!“ flüsterte sie. „Ach ja, ich möcht's — vielleicht gar noch ein Tütelchen zu seiner Befehrung beitragen!“ Sie faltete die Hände — sie betete.

Da wurde leise die Thür geöffnet, und ein kleiner blonder Krauskopf schaute lächelnd in die Stube hinein. „Guten Morgen, Meyers Mutter!“ schrie er. „Meyers Mutter, heute ist Sonntag!“

Die alte Frau lächelte glücklich. „Komm' 'rein Willemchen. Glaubst Du, Schelm, daß ich nicht einmal weiß, wann Sonntag ist?“

„Ihr wollt uns ja heute eine Geschichte erzählen. Soll ich und Rife und Gust und Mine und Lühmann's Franz und Klafen's Franz und all die Andern 'rein kommen?“ dabei öffnete Willem die Thür, und ein Duzend freundliche Kindergesichterchen riefen der alten Frau ein fröhliches „Guten-Morgen!“ entgegen.

„Kinderchen, ich hab' nicht Sonntag Morgen gesagt, sondern Sonntag Nachmittag!“ sagte Meyers Mutter. „Ihr neugieriges Volk könnt's wohl gar nicht mehr aushalten! Heute Morgen gehts nicht! Erst muß ich zu Nachtwächters Großmutter, die ist ja so krank, dann geht die Kirche an, dann müßt ihr Mittag essen, dann muß ich wieder zu Nachtwächters Großmutter; — aber dann kommt nur.“

„Ja, dann kommen wir!“ jubelten einstimmig die Kleinen und zogen vergnügt ab.

Am Nachmittage saß die alte Frau wieder bei der Hauspostille. Die Predigt hatte ihr Herz mächtig bewegt. Der Schäfer hatte sein verlorne Schaf gefunden, das Weib ihren Groschen — aber ihr armer Mann blieb verschwunden. Kein Menschenkind konnte ihr sagen, ob er in die Arme des rechten Hirten gerathen sei. Manchmal glaubte sie's, manchmal nicht. Eben wollt's ihr nicht so vorkommen, und sie hatte gebetet und geweint. Da sprangen jauchzend die Kinderchen in die Stube, und das Herz wurde ihr wieder leicht.

Eine Geschichte vom Herrn Christus wollten sie hören, sagten sie. Meyers Mutter aber konnte noch nicht anfangen, denn es fehlten noch Zieglers Krischan

und Stina. Die Stina war ihr Liebling, bei der sie Gevatter gestanden hatte, und die nach ihr genannt wurde. Sie vertröstete die Kleinen auf die nächste Viertelstunde. Die Beiden könnten noch nicht da sein, denn sie hätten eine gute Viertelstunde über Feld, sagte sie.

Einige Minuten geduldete sich die kleine Schaar, aber lange hielt's nicht Stich. „Meyers Mutter, fangt nur an, nun kommen sie nicht mehr,“ sagte bald das eine, bald das andere von den Kleinen. Zuletzt riß der alten Frau die Geduld. Sie sagte, sie wolle noch einmal aus der Hausthür schauen, und wären sie nicht zu sehen, wollte sie anfangen. Sie trat aus dem Hause — richtig! da kommen sie. Aber in welcher Weise! Vorauf der Kriskhan, barhäuptig und barfüßig, in jeder Hand einen Schuh, die Sonntagsjacke über dem Arme und in vollen Sprüngen; zehn Schritt hintendrein die Stina, auch in vollem Laufe, dem Bruder weinerlich nachschreiend, daß er sie mitnehme. Die alte Frau winkte, schrie, er solle das Schwesterlein nicht im Stiche lassen; half aber nichts, der Junge machte es nur toller, und wäre sie nicht bei Seite gesprungen, um und um hätte er sie gerannt, so segelte er in die Hütte hinein.

„Junge, Du hast Dich ja rein wie ein Stück Vieh!“ rief Meyers Mutter entrüstet. „Die kleine Stina zu verlassen und bei dieser Sticheize so zu laufen! Ein Anderer kann's im Stillsitzen nicht aushalten, und der Schweiß gießt Einem über's Gesicht. Wenn Du Dich nun verhitzest? Kannst in 24 Stunden lebendig und todt sein!“ Sie hatte im gerechten

Eifer die Hand zum wohl verdienten Klapps erhoben, da blickte sie zu rechten Zeit in des Knaben angstvolles Antlitz. Sie ließ erschreckt die Hand sinken. „Junge, Krischan, ist was passirt, unterwegs oder im Hause?“ fragte sie hastig. Der Knabe hatte Mühe, wieder zu Athem zu kommen. Stückweise erzählte er, unter der großen Buche an der Holländer-Koppel sei eben ein alter Mann todt hingefallen. Er wäre vor ihnen aufgegangen, gebückt, kurzathmig und oft schwankend. Unter der großen Buche hätte er einen Augenblick Halt gemacht, plötzlich wäre er zusammen gebrochen.

Die Kinderchen hatten das Unglück so bald nicht erfahren, als sie auch — die kleinsten mit einem Zetermordio — aus einander stoben. Blitzschnell hatten sie die unerhörte Neuigkeit an allen Ecken und Enden des Dorfes verbreitet. Was Beine hatte mußte hinaus; Einige um zu helfen, Andere — und das waren die Meisten — ihrer lieben Neugierde zum Gefallen — aber im vollen Laufe Alle.

Als Meyer's Mutter ankam, war der Unglückliche schon von einem ganzen Haufen Neugieriger umringt. „Ist er todt?“ fragte sie mitleidig. „Nein,“ riefen einige Stimmen, „aber kurz davor. Er hat von der grausamen Backhize zu viel gekriegt.“

„Wohin soll er?“ fragte sie. Ja, da hatte sie gut fragen. Und hätte sie dieselbe Frage noch zehnmal wiederholt, ihr wäre keine Antwort geworden. „So tragt den Kranken in meine Stube,“ befahl sie.

„Meyers Mutter,“ rief eine Stimme aus dem Haufen, der immer größer anwuchs, „ladet Euch doch

keine Angelegenheiten auf den Hals. In einer Stunde ist er todt, und da ist's gleich, ob er hier im Schattentenen seinen Geist aufgibt oder drinnen im Hause. Wozu wollen wir ihm noch die Qual machen und ihn dahin schleppen?"

Die alte Frau hatte sich unterdeß zu dem Kranken niedergebeugt und betrachtete ihn aufmerksam. Es war ein Greis. Das Haar war schneeweiß, das Antlitz erdgrau und tief gefurcht. Die Augen waren geschlossen, der Athem ging schnell, die Brust wogte schwer und hoch. Es ward ihr wunderbar weh ums Herz bei dem Anblick des sterbenden Greises. Sie fuhr ihm mit der Hand über die glühend heiße Stirn. „Armer Mann, Gott steh Dir bei!“ flüsterte sie. Bei dem Ton ihrer Stimme schlug der Kranke die Augen auf und heftete den matten Blick auf sie. Ihre Augen trafen sich. Der Kranke zuckte zusammen, die Frau stieß einen leisen Schrei aus und sank auf ihn nieder. Lange lag sie so. Im Kreise umher war's todtenstill geworden. Jetzt erhob sie sich. Des Kranken Antlitz war naß von ihren Thränen. Der Kranke lag mit geschlossenen Augen, der Athem ging ängstlicher, die Umstehenden flüsterten: „Leise, er stirbt!“ —

„Er stirbt nicht!“ sagte Meyers Mutter fest. „Gott ist barmherzig!“ tragt ihn in meine Wohnung! Schweigend traten ein paar junge Männer hinzu. Sie hoben den Kranken auf und trugen ihn in das Stübchen der alten Frau.

Am Abend hieß es im Dorfe, aus der Meyer'sch sei doch nicht klug zu werden. Ihr Mann habe ihr

einst Schimpf und Schande angethan, habe sie schlecht behandelt, habe sich von ihr scheiden lassen wollen und sei endlich bei Nacht und Nebel wie ein Dieb und Spigbube ausgekniffen und habe über dreißig lange Jahre Nichts von sich hören lassen — und nun, da er zurückkomme, ein Lump und Schurrer, vielleicht voll Laus und Zeug, nehme sie ihn wieder auf, danke gar noch Gott, wo andere Christenmenschen drei Kreuze gemacht und mit Hand und Fuß die siebente Bitte gebetet hätten und freue sich — Gott bewahre! — als wenn unser Herr Christus selbst zu ihr in's Haus gekommen wäre.

Stina — denn die war's ja, die die Kinder unter den Namen „Meyers Mutter“ kannten und liebten, der dreißig lange Jahre die Sehnsucht nach dem verlorenen Manne nicht aus dem Herzen hatten tilgen können — Stina wich keinen Fuß breit von dem Lager des Kranken, weder bei Tag noch bei Nacht. Gegen vierzehn Tage lag er ohne Besinnung, und eben so lange schwebte er zwischen Leben und Sterben. Sie pflegte ihn mit einer Sorgfalt und Treue, als hinge von der Erhaltung seines Lebens das ihre ab. Rührend anzusehen war's, wenn sie sein langes, schneeweißes Haar aus dem gefurchten mageren Antlitz strich, dem man's ansah, daß der Unglückliche Schreckliches durch gekämpft haben müsse, — wenn sie auf jeden Athemzug klopfenden Herzens lauschte, — wenn sie auf den Knien vor ihm Gott, den Herrn, um Hülfe anflehete. Aus seinen Fieberträumen schloß sie, wie viel er gelitten

haben mußte. Oft schrie er auf, er sei verloren und verdammt, für ihn sei keine Rettung mehr möglich; ein andermal redete er leise und seine Stimme war wehmüthig, er sagte, nur noch einmal möchte er seine Stina sehen, nur noch einmal, dann wolle er ja gern sterben; dann wieder stieß er wilde, gräuliche Flüche aus gegen den Verwalter und sein eignes ruchloses Leben.

Endlich hatte die Krankheit ausgetobt. Der Kranke wurde ruhig, und Stina merkte, daß er auf dem Wege zur Besserung sei. Nun aber stieg eine andere, nicht weniger quälende Sorge in ihrem Herzen auf, die Sorge, wie der Gutsherr gegen den Unglücklichen handeln würde. „Wird er ihm vergeben oder wird er ihn wieder in die Welt hinein stoßen oder ihn gar den Gerichten zur Bestrafung überliefern?“ fragte sie sich oft in ihrer Herzensangst und desto öfter, je mehr der Kranke zu genesen schien. Einige Mal versuchte sie's, zum gnädigen Herrn zu gehen, und ihn für ihren Mann zu bitten, aber immer entfiel ihr auf dem Wege das Herz, und sie kehrte jedesmal unverrichteter Sache wieder heim. Plötzlich trat eines Tages der Gutsherr in ihr Stübchen. Das Gerücht von der Rückkehr Meyer's war ihm — er wohnte jetzt ganz auf seinem Gute — zu Ohren gekommen, und er hatte sich aufgemacht, sich selbst von der Wahrheit desselben zu überzeugen.

Anfangs fuhr er die Stina hart an. Sie hätte den Bösewicht wie einen Hund auf der Landstraße verenden lassen sollen, eines Besseren wäre er nicht werth gewesen, sagte er. Nun hätte er, als sein

Gutsherr, noch obendrein Umstände und Kosten von der Geschichte. Denn es sei seine Pflicht und Schuldigkeit, den Landstreicher ans Gericht abzuliefern und als Betrüger bestrafen zu lassen. Aber als er dem Kranken in das abgekehrte Antlitz schaute, in das Leiden und Weh ihre Schriftzüge mit eiserner Spitze eingegraben hatten — da schwieg er. Und als Stina ihm erzählte, was der Kranke in seinen Fieberträumen gerast und gesprochen — da zerdrückte er eine Thräne im Auge und sagte: „Stina, Du hast's doch brav gemacht, daß Du den Armen nicht hast verkommen lassen! Gott lohn's Dir! Ja wohl, man sieht's, Gott hat die Zucht- und Strafruthe über ihn geschwungen, wie's kein Menschenarm konnte. Mög' auch der menschlichen Gerechtigkeit damit genug gethan sein. Ich will vergeben und vergessen. Ist er genesen, melde mir's. Willst du ihn behalten, thu's; wo nicht, so such' ihm ein ander Unterkommen.“

Da weinte Stina Freudenthränen. „Ach Herr,“ sagte sie, „das ist's ja, warum ich Euch seit acht Tagen bitten wollte. Aber ich konnt's nicht über's Herz bringen. Ja, Herr, mit tausend Freuden behalt ich ihn!“

„Und Noth sollt Ihr Beide nicht leiden, dafür sorge ich!“ sagte der brave Herr und ging.

Stina schaute ihm nach und flüsterte: „Was Ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan! Herr, vergelt's ihm!“

Eines Morgens saß Stina wie gewöhnlich an dem Lager des Kranken. Obgleich der täglich ruhiger

wurde, so wollte die Besinnung noch immer nicht zurück kehren. Plötzlich schlug der Kranke die Augen auf und blickte verwundert um sich. Er warf einen langen Blick auf Stina. Da erkannte er sie und streckte ihr todesmatt die kraftlose Hand entgegen. Zwei große Thränen rollten über das wetterharte Antlitz des Greises. „Stina,“ flüsterte er und schluchzte wie ein Kind, „Stina, warum hast Du das gethan? Warum hast Du mich alten Sünder nicht draußen in der Hitze verschmachten lassen?“ Stina aber legte ihr Antlitz auf das seine und die beiden alten Leute weinten — weinten bitterlich — Stina Freudenthränen, ihr Mann Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes.

Von nun an erholte der Kranke sich schnell, und die beiden alten Leute waren endlos glücklich. Es durchzog Stina ein tiefes Weh, als er ihr erzählte, wie er von Land zu Land gezogen sei, mit dem brennendsten Gewissenschmerz im Herzen. Hier und da habe er wohl einen Dienst gefunden, aber er hätt's nirgends lange ausgehalten. Es sei ihm gegangen wie dem Cain nach dem Brudermorde, unstät und flüchtig sei er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf geflohen. Die sanften, leidenden Züge ihres Antlitzes hatten ihm Tag und Nacht vor Augen geschwebt und hätten ihn unaufhörlich an seine begangene Schlechtigkeit erinnert. Oft hätt' er versucht, ruhig zu beten, wie er ehemals so oft von ihr gesehen, aber das habe nicht gehen wollen. Da habe er sich aufgemacht, habe zu ihr zurückkehren und sie anflehen wollen, ihm zu vergeben und ihn beten zu

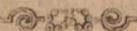
lehren. Bis an die Landesgrenze sei er gekommen, da habe die Angst vor dem Gutsherrn ihn überwältigt, und er sei wieder umgekehrt. So habe das Gewissen ihn dreißig lange Jahre in der Fremde herumgetrieben und ihn doch nirgends Ruhe finden lassen. Vor kurzer Zeit sei es ihm vorgekommen, als gehe es mit ihm ans Ende. Da habe er gedacht, er müsse doch noch einmal die Gegend auffuchen, wo er sein Glück mit Füßen zertreten. Seine Stina habe er nicht mehr zu finden gehofft, er habe sie längst für todt gehalten. Aber er habe gedacht, vielleicht könne er sich an ihrem Grabe satt weinen, und das werde seinem wunden Herzen wohl thun. Bis in die Nähe des Kirchdorfes hier sei er gekommen, da sei ihm weh und übel von der brennenden Sonnenhitze geworden. Was von da an mit ihm vorgegangen sei, wisse er nicht. Einmal sei es ihm vorgekommen, als fühlete sie seine glühende Stirn mit ihren Händen, ja als spräche sie Worte des Mitleids zu ihm, — o, da sei es ihm unbeschreiblich wohl um's Herz gewesen. Und er glaub's fest, außer der Stina hätte ihn kein Mensch herausgepflegt. Aber, fügte er hinzu, besser sei's doch gewesen, wenn der Tod seinen Leiden ein Ende gemacht hätte. Er müsse ja doch wieder in die Welt hinein, denn der Gutsherr werde es nimmer zugeben, daß er sich noch lange aufhalte. Und von nun an würden die alten Wunden erst brennen, denn jetzt wären sie auf's Neue aufgerissen. —

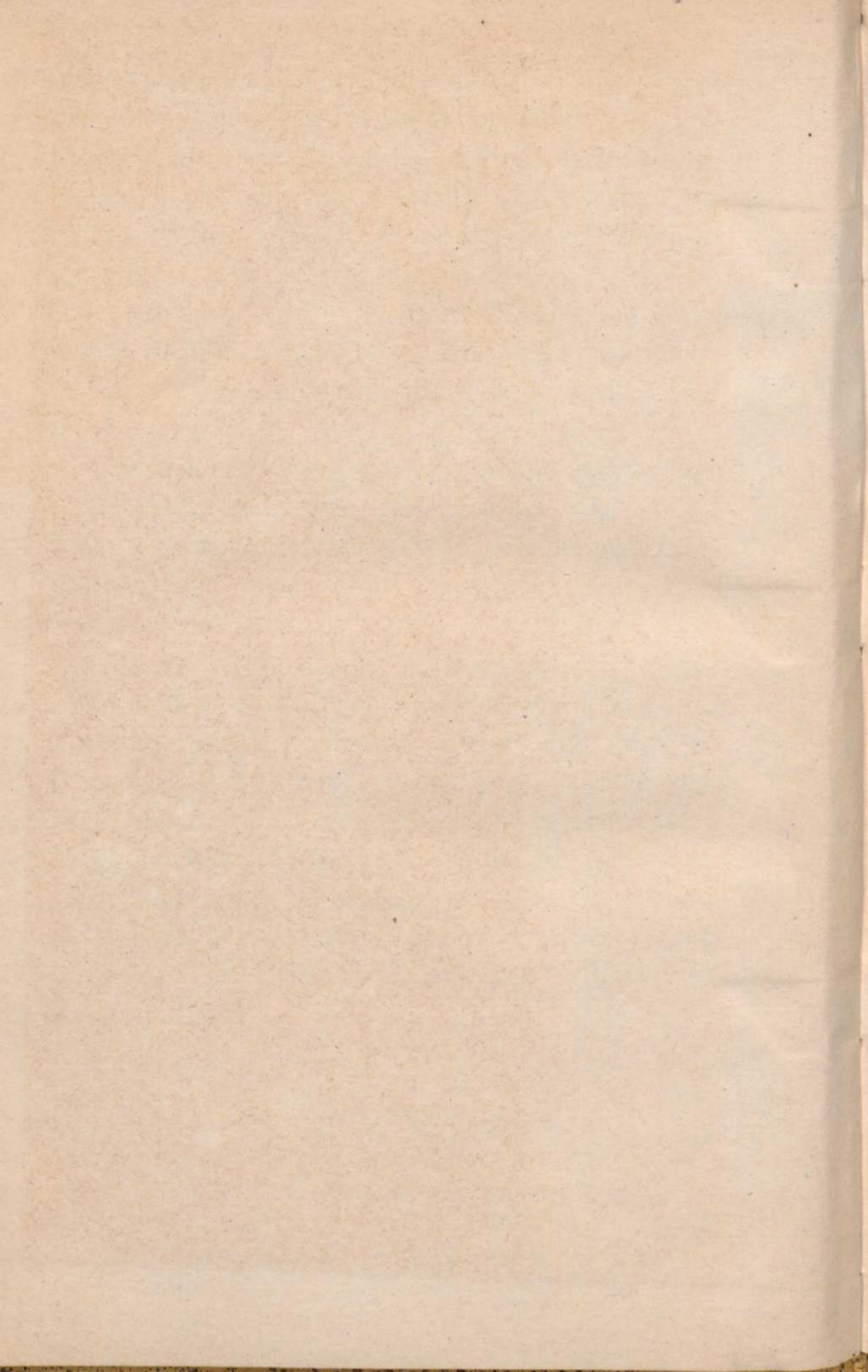
Da sagte Stina, er solle ohne Sorge sein und erzählte, was ihr der Gutsherr gesagt. Und der

Greis faltete die Hände und richtete die nassen Augen gen Himmel und sagte: „Gott sei Dank!“ — und das war sein erstes Gebet nach vielen, vielen Jahren.

Von nun an blühte Stina's Glück. Wie andächtig hörte ihr Mann zu, wenn sie den Morgen segen las; ganz anders als vor Jahren. Wie ein Kind horchte er, wenn sie ihm von Gott und seiner Gnade erzählte. Nicht lange dauerte es, da konnte er beten wie sie und war auch eben so kindlich selig im Glauben. —

Am dritten Sonntag nach Trinitatis des nächsten Jahres saßen die beiden Alten vor dem Evangelienbuche. Stina hatte eben gesagt: „Weißt, was heute vor'm Jahr passirte? Hör' einmal das Evangelium recht an, dann brauch ich Dir's nicht zu sagen. Ja, den Morgen hab' ich für Dich gebetet. Aber mir ahnte auch so etwas. Und sie las und schloß mit erhob'ner feierlicher Stimme: „Also auch, sage ich Euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut!“ Stina blickte ihren Mann glücklich an; der aber hatte die Hände gefaltet, seine Lippen, bewegten sich, sein Auge blickte verklärt gen Himmel, zwei Thränen rollten über seine Wangen — es waren Freudenthränen, Thränen des heißesten Dankes.





GUSTAV KOCH
Buchbinderei
ROSTOCK



lehren. Bis an die Landesgrenze sei er
da habe die Angst vor dem Gutsherrn
wältigt, und er sei wieder umgekehrt.
Gewissen ihn dreißig lange Jahre in
herumgetrieben und ihn doch nirgends
lassen. Vor kurzer Zeit sei es ihm
als gehe es mit ihm ans Ende. Da
dacht, er müsse doch noch einmal die Wege
wo er sein Glück mit Füßen zertreten.
habe er nicht mehr zu finden gehofft,
längst für todt gehalten. Aber er habe
leicht könne er sich an ihrem Grabe satt
das werde seinem wunden Herzen wohl
in die Nähe des Kirchdorfes hier sei
da sei ihm weh und übel von der bren-
nenhitz geworden. Was von da an
gegangen sei, wisse er nicht. Einmal sei
gekommen, als kühlte sie seine glühenden
ihren Händen, ja als spräche sie Worte
zu ihm, — o, da sei es ihm unbesch-
um's Herz gewesen. Und er glaub's für
Stina hätte ihn kein Mensch herausge-
fügte er hinzu, besser sei's doch gewesen
Tod seinen Leiden ein Ende gemacht hät-
ja doch wieder in die Welt hinein, der
herr werde es nimmer zugeben, daß er
aufhalte. Und von nun an würden die
den erst brennen, denn jetzt wären sie
aufgerissen. —

Da sagte Stina, er solle ohne S
erzählte, was ihr der Gutsherr geso

